

Lotty Wohlwend  
und Arthur Honegger

# Gestohlene Seelen



Verdingkinder  
in der Schweiz

Weltbild



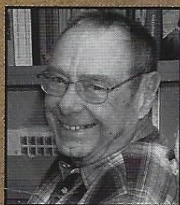
Sie haben gelitten, geschwiegen und geduldet, sie wurden ausgebeutet, gedemütigt und geplagt: Tausende von Verdingkindern lebten in der Schweiz ohne Recht auf Würde, meistens mit minimaler Schulbildung, oft ohne Wärme und Geborgenheit. Nicht wenige von ihnen wurden missbraucht. In einer armen Bevölkerung waren sie es, die oft am meisten zu leiden hatten, und die mithelfen mussten, den Alltag ihrer «Pfleger»-Eltern zu bewältigen, oft weit über ihre eigenen Kinderkräfte hinaus. Geschöpfe ohne Rechte, dafür mit übergrossen Pflichten.

Lotty Wohlwend und Arthur Honegger lassen heute in ihrer Dokumentation die Kinder von gestern zu Wort kommen. Sie gehen in ihrem Report der Frage nach, wie Verdingkinder in den letzten 100 Jahren mit ihrem Leben fertig wurden – oder eben nicht. Das Buch beleuchtet eines der umstrittensten Kapitel schweizerischer Sozialgeschichte.



**Lotty Wohlwend**

Journalistin, Redaktorin beim Magazin Active live, Dokumentarfilmerin. Lotty Wohlwends Film «Turi», der das Leben des Verdingbuben Arthur Honegger schildert, wurde u. a. auch am Filmfestival in Locarno sowie in vielen Schweizer Kinos gezeigt. Lotty Wohlwend lebt in Sirnach TG, Schweiz.



**Arthur Honegger**

Geboren 1924, Verdingkind, Arbeitserziehungsanstalt Uitikon, Knecht, Kellner, Arbeiter und Journalist, Chefredaktor und Autor von 20 Werken, die zum Teil verfilmt und in andere Sprachen übersetzt wurden. Arthur Honegger lebt heute in Krummenau im Toggenburg/Schweiz.

ISBN 3-03812-145-2



9 783038 121459

Eine genehmigte Lizenzausgabe für den Weltbild Verlag, Olten

© Copyright 2004 Huber & Co. AG, CH-8501 Frauenfeld

Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ohne Zustimmung des Verlages ist unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Umschlaggestaltung: Wolfram Fritz

Innenteilgestaltung: Arthur Miserez

ISBN 3-03812-145-2

Einkaufen im Internet: [www.weltbild.ch](http://www.weltbild.ch)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

# Inhaltsverzeichnis

<b>Lebens-Läufe</b>	8
<i>Verdingkinder erinnern sich</i>	8
<i>Über ihre Kräfte hinaus</i>	8
<i>Die Vergangenheit holt sie ein</i>	9
<i>Das sind sie...</i>	10
<i>Epilog</i>	16
<b>Erinnerung an meine Familie</b>	18
<i>Grüne Kresse vom Bach</i>	18
<i>Der Mann mit dem Berner Wägeli</i>	24
<i>Der Nachtopf der Grossmutter</i>	27
<i>Meine Mutter ist taubstumm, ja und?</i>	31
<b>Vielleicht dürfen wir bald wieder nach Hause...</b>	34
<i>Der schwere Gang zur Gotte</i>	34
<i>Trotz allem ein ungeliebter Eindringling</i>	40
<i>Wer faulenz, braucht nichts zu essen</i>	44
<i>Wisch den Stall noch einmal, er ist nicht sauber</i>	49
<i>Das Wandern ist nicht seine Lust</i>	54
<i>Wie der faule «Totsch» mit der Weidenrute «erzogen» wurde</i>	58
<b>Tiefgründe – Abgründe</b>	64
<i>Bodensatz in den Augen der andern</i>	65
<i>«Ein Strick tut es ja auch»</i>	69
<i>«Kinder, wir gehen zu den Engeln...»</i>	73
<i>Du bist nicht der Einzige, der keine Eltern hat</i>	78
<i>Jedes Jahr dasselbe und kein Ende. Warum?</i>	82
<b>Warum nur musste ich in dieses Heim ?</b>	88
<i>Darüber spricht man nicht</i>	88
<i>Immer wieder diese Griffe unter die Gürtellinie</i>	90
<i>Tu nicht so, ich beiss ja nicht</i>	95
<i>Strafe muss sein</i>	98
<i>Die Begegnung mit dem Landjäger</i>	101
<i>Und wehe, du sagst nur ein Sterbenswörtchen</i>	105

<b><i>Man nannte es Nachbarschaftshilfe</i></b>	110
<i>Sie sahen und hörten wohl</i>	110
<i>Machst du dem Bauern auch wirklich keinen Ärger?</i>	110
<i>Wer will eines der Scherrer-Kinder?</i>	115
<i>Lass sie nur reden!</i>	122
<i>Die Frau ist des Mannes Untertan</i>	127
<i>Kind, lauf weg</i>	132
<b><i>Viele haben ihr Heil in der Flucht gesucht</i></b>	142
<i>Schritt nach vorn</i>	142
<i>Als blinder Passagier auf der Flucht</i>	144
<i>Dem Drill der Institutionen entfliehen</i>	153
<i>Flucht in ein unbekanntes Elternhaus</i>	158
<b><i>Ausgenützt. Misshandelt. Schikaniert.</i></b>	166
<i>Erwachsen! Und dann?</i>	166
<i>Pauline, 71, lebt im Thurgau</i>	166
<i>Elisabeth, 66, Burgdorf</i>	167
<i>Alfred, 64, Zürich</i>	169
<i>Maria aus Österreich, 78, lebt heute im Kanton St. Gallen</i>	171
<i>Pia, 81, lebt im Zürcher Oberland</i>	172
<i>René, 71, lebt im Bernbiet</i>	173
<i>Alois, 82, St. Gallen</i>	175
<i>Paul, 82, Tessin</i>	176
<i>Marianne, 59, lebt im Kanton Zürich</i>	178
<i>Barbara, aus dem Toggenburg, 1902-1988</i>	181
<i>Fritz, aus dem Emmental, 1921-2001</i>	183
<i>Ueli, 78, Bern</i>	185
<b><i>Nachwort</i></b>	188
<b><i>Anhang</i></b>	192
<i>Schweizerdeutsche Wörter</i>	192
<i>Danke für die Unterstützung</i>	194
<i>Bücher und Werke zu diesem Thema</i>	195
<i>Photo-Nachweis</i>	196

# Verdingkinder erinnern sich

Sie haben gelitten, geschwiegen und erduldet. Und obwohl es viele sind, gehören sie doch einer Minderheit an: die Verdingkinder.

Was sind Verdingkinder? Die meisten von uns kennen das Verdingkinderschicksal nur von einigen wenigen, ganz besonders dramatischen Fällen, die über Bücher und Zeitungen an die Öffentlichkeit gelangt sind: Schicksale misshandelter Knaben und Mädchen.

Unter Verdingkinderwesen versteht man – vereinfachend gesagt – die Unterbringung armer Kinder in fremden Familien. Meistens lebten und arbeiteten sie in Bauernfamilien. Dies vor allem, weil damals ein Gross-  
teil der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft verdiente und weil es ein Arbeitsgebiet war, in dem man, gemäss damaliger Auffassung, ein Kind «integrieren» konnte.

## Über ihre Kräfte hinaus

Heute nennt man Kinder, die befristet in anderen Familien leben, Pflegekinder. Geändert hat sich nicht nur die Bezeichnung, auch ihr Anrecht auf Würde, Schulbildung, Wärme und Geborgenheit ist unbestritten.

Zwar hatte Vorjahrzehnten nicht ausnahmslos jedes der Verdingkinder zu leiden: Viele waren in Familien untergebracht, in denen sie trotz Arbeit zeitgemäss gepflegt und erzogen wurden.

Nicht vergessen werden darf, dass Ende des vorletzten und Anfang des letzten Jahrhunderts die Schweizer unter grosser Armut litten. Und wer hatte bekanntlich am meisten darunter zu leiden? Die Kinder. Sie waren Geschöpfe ohne Rechte, dafür mit umso grösseren Pflichten. Sie muss-

ten mithelfen, den Alltag zu bewältigen, oft weit über ihre physischen und seelischen Kräfte hinaus.

### **Die Vergangenheit holt sie ein**

Bei vielen Menschen mögen solche späten Erkenntnisse gemischte Gefühle auslösen; Erinnerungen an eine Zeit wecken, die sie vergessen möchten, ungeschehen und nie erlebt. Wie ein Damoklesschwert aber



hängen die tragischen Erlebnisse ihrer Kindheit ein Leben lang über ihnen. Vielleicht konnten viele mit dem Start ins Erwachsenenleben, dem Versuch, eine sichere und geregelte Arbeitswelt aufzubauen, eine Familie zu gründen und den Alltag zu bewältigen, die Erinnerungen ein Stück weit verdrängen.

Was aber, wenn es ruhiger wird, im Alter Verpflichtungen und Aufgaben immer weniger werden? Viele der ehemaligen Verdingkinder haben das

*Je älter man wird,  
umso näher rücken  
die Erinnerungen, vor  
allen während stillen  
Stunden.*

Pensionsalter längst erreicht oder stehen kurz davor. Plötzlich haben sie Zeit nachzudenken. Sie sind in einer Lebensphase, in der die Vergangenheit und damit ihre Kindheit wieder präsent werden. Wie umgehen damit? Wie die Gedanken ordnen und wie die Gefühle, die plötzlich wach werden: Schmerz, Angst, Wut und die Unmöglichkeit des Vergessens?

## Kinder

«Kinder sind eine weisse Wand, so weiss die Hände sind, welche über sie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derselben sichtbar!»

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel

Durch Verdrängen? Durch das Übernehmen anderer Aufgaben und Verpflichtungen? Durch Gespräche mit vertrauten Menschen, mit Fachpersonen oder mit anderen Betroffenen?

Durch das Aufschreiben von Erinnerungen?  
– Findet man Antworten auf die Frage nach dem Warum überhaupt?

Dreizehn Frauen und Männer haben ihr jahrelanges Schweigen gebrochen. Dafür danken wir ihnen.

Vielleicht gelingt es uns, zur Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels der schweizerischen Dienstboten-Geschichte in der Landwirtschaft einen Teil beizutragen.

### Das sind sie:

**Pauline, 71**, lebt im Kanton Thurgau, ist Mutter von 5 Kindern und wurde als Fünfjährige durch eine Fürsorgerin in ein Thurgauer Heim gebracht. Auch hier ein Leben in Angst und seelischer Not. Doch bei ihr wurde die Arbeit oft zur Flucht vor den Peinigern. Bis heute weiss sie nicht, warum die Fürsorge ihrer Mutter die Kinder weggenommen hatte, ihre Mutter war ja verheiratet.

**Elisabeth, 66**, lebt in Burgdorf und wurde hier als ungefähr das Drittgüngste von neun Kindern in eine arme Familie hineingeboren. Der Vater trank und war dann unberechenbar, die Mutter lag zumeist nur noch im Bett. Nach dem Tod der Mutter kam die damals viereinhalbjährige Elisabeth an einen Pflegeplatz und hatte Glück: Endlich erlebte das Mädchen einen geregelten Tagesablauf.

**Alfred, 64**, Zürich, von Beruf Elektriker, verheiratet und Vater von zwei erwachsenen Söhnen. Er wurde von den Eltern, obwohl verheiratet, im



Säuglingsalter weggegeben und kam nach Aufenthalten bei Pflegefamilien ins Kinderheim und bereits mit 8 Jahren in ein Erziehungsheim. Ein Leben mit viel Arbeit begann, begleitet von unzähligen Schikanen. Er war ein Nichts, ohne Eltern, ohne Rechte. Da von der Fürsorge nur ein



Minimum an Unterstützung an das Heim ging, musste Alfred für seinen Unterhalt aufkommen. Er arbeitete wie ein Knecht auf dem Hof und stand in der Rangordnung des Heims ganz unten.

**Maria, 78**, lebt im Kanton St. Gallen, ist verheiratet mit einem Landwirt und Mutter von vier Kindern. Sie kam als Siebenjährige zu ihrer Gotte auf den Hof. Ihre Mutter wollte verhindern, dass ihre beiden Töchter von der Fürsorge zu einem berüchtigten Bauer gebracht und verdingt wurden.

*Unvorstellbare Not herrschte oft in den engen, düsteren Hinterhofwohnungen. Trotzdem hätte manches Kind seinen Verdingplatz gerne wieder gegen diesen Ort eingetauscht.*

Sie wollte den Kindern dieses Leid ersparen. Es gelang ihr nicht, das Schicksal holte Maria und ihre Schwester Anna ein – bei ihrer Gotte. Maria lebte als Kind in Österreich. Ein Beispiel, das zeigt: Verdingkinder gab es nicht nur in der Schweiz.

**Sepp, 69**, lebt im Thurgau, ist Schweinemäster, verheiratet und Vater von zwei Kindern. Wie seine zehn Geschwister war er ein

«wanderndes Verdingkind». Nach der Schule oder während der Ferien ging er von Bauer zu Bauer zur Fronarbeit. Dies in einem Dorf, wo behördliche Willkür grassierte.



**Pia, 81**, lebt im Zürcher Oberland, ist ledig geblieben und verdiente ihren Lebensunterhalt als Serviertochter und Fabrikarbeiterin. Sie war im Zürcher Unterland verdingt, danach wurde sie, weil sie sich hartnäckig gegen ihr Schicksal wehrte, ins Mädchenheim Tageiswangen eingewiesen. Ein Horror für sie. Vergewaltigungen und physische Gewalt durch die Erzieherinnen waren an der Tagesordnung. Sie riss aus, war lange auf der Flucht und landete schliesslich, seelisch und körperlich am Ende, in der Frauenstrafanstalt Hindelbank.

**René, 71**, lebt im Bernbiet, zusammen mit seiner Partnerin. Er arbeitete als Knecht und hatte nie den Hauch einer Chance. Als Bub

*Nichts prägt sich tiefer  
in die Seele ein, als  
Freud und Leid  
aus der Jugend.*

wurde er von Bauer zu Bauer geschickt. Er rebellierte heftig gegen seine Ausbeutung und kam dadurch immer mehr unter die Räder einer erbarungslosen Behördenwillkür: Auch als Erwachsener wurde er weiter von Bauer zu Bauer geschoben und somit weiter verdingt. Er blieb bis vor zehn Jahren bevormundet und arbeitete zumeist für Gotteslohn.

**Alois, 82**, lebt in St. Gallen. Seine Mutter wurde von ihrem sexbesessenen Mann gequält. Er trieb es so weit, bis die Frau zusammen mit ihren Kindern Selbstmord begehen wollte und in letzter Sekunde gerettet werden konnte.

Alois wurde ins Waisenhaus gebracht. Nach Abschluss der Schule mit 14 Jahren verweigerte er den Besuch des katholischen Priesterseminars. Zur Strafe wurde Alois bis zu seiner Volljährigkeit bei einem Bauern im Kanton Luzern verdingt. Zwei Jahre arbeitete er ohne Lohn, dann wurde der magere Zahltag vier weitere Jahre den Behörden als Abgeltung für die Kosten seiner Zeit im Waisenhaus überwiesen. Mit seiner Volljährigkeit lernte Alois Käser, später wechselte er zu den SBB.

**Paul, 82**, lebt im Tessin, ist verheiratet und Vater von zwei Kindern. Bereits im Alter von sechs Jahren kam er als Verdingbub zu einer Pflegefamilie. Zehn lange Jahre wurde er gequält, gedemütigt, geschlagen und von morgens früh bis abends spät zur Arbeit angehalten. Zwangsarbeit in Lumpen. Das ganz Dorf wusste von der Not des kleinen Paul. Aber keiner sah hin. Paul durchlief einen endlos langen, dunklen Korridor, ohne Hoffnung auf eine Änderung. Als er 16 war, wollte er nur noch raus aus dieser Misere und nahm sein Leben selbst in die Hand. Er wollte unbedingt eine Lehre absolvieren. Er, der nicht einmal in die Sekundarschule gehen durfte. Er schaffte es trotzdem, wurde Flugzeugspengler und startete so seine unvorstellbare Karriere als anerkannter Weltraum-Techniker.

**Marianne, 59**, lebt im Kanton Zürich und wurde mit 4 Jahren von zu Hause weggeholt, weil ihre Mutter lange krank war. Der erste Pflegeplatz im Kanton Bern war angenehm. Sie war behütet und wohlgehalten. Doch nur kurze Zeit später wurde sie zu einer Bauernfamilie gebracht, in der sie für Aussenstehende kaum nachvollziehbare Qualen durchlebte. Tägliche Folter an Körper und Seele: Psychisch und körperlich ausge-

## Was passiert mit den privat platzierten Kindern?

Eine Volkszählung beispielsweise im Kanton Thurgau zeigt, dass 1605 Kinder unter 14 Jahren nicht bei den eigenen Eltern erzogen werden (das entspricht 3,9% aller Kinder im Kanton). 200 davon werden vom Armen Erziehungsverein betreut.

«Wie gestaltet sich das Schicksal der anderen 1400 von den Eltern oder Verwandten platzierten Kinder, die, ohne behördliche und mit oft ungenügender Kontrolle ihrer Versorger, wahllos ihren Pflegeeltern übergeben werden? Was geschieht vollends mit denen, die nicht das Glück haben, bei guten Pflegeeltern zu sein und ihnen schütz- und wehrlos preisgegeben sind? Man entgegne nicht, solche krasse Verhältnisse finden sich bei uns nicht. Wir alle wissen, wie notwendig eine Kontrolle eines jeden Pflegeverhältnisses ist.

nützt und benützt, tagelanges Eingesperrtsein im feuchten Keller und regelmässige Vergewaltigungen durch die Söhne und den Bauer sind nur ein paar Auszüge aus einem unvorstellbaren Katalog an Folterungen und Demütigungen. Die Narben an ihrem Körper und in ihrer Seele sind heute noch allgegenwärtig. Marianne ist IV-Rentnerin, ihr Körper hat die Strapazen ihrer Kindheit nicht durchgehalten. Sie lebt unter dem Existenzminimum und kämpft heute noch ums Überleben. Ihr wacher Geist, ihr grosses Interesse zeugen davon, dass dieser Frau ganz andere Möglichkeiten offen gestanden hätten.

Ganz anders die Geschichte von **Barbara aus dem Toggenburg**. Geboren 1902, gestorben 1999. Innert eines halben Jahres starben ihre Eltern, und von der Kanzel herunter suchte der Pfarrer nach geeigneten Pflegeplätzen. So konnten Barbara und ihre Geschwister im Dorf bleiben und verloren sich nie ganz aus den Augen. Auch Barbara kam zu einer Familie, wo sie ihren Lebensunterhalt verdienen und hart zupacken musste. Das Leben war hart und sehr einfach, aber sie wurde gehalten wie eine eigene Tochter – in Liebe und Fürsorge.

**Fritz**, geboren 1921, gestorben 2001, aus dem Berner Emmental, war der Sohn einer taubstummen Frau. Er war das Kind einer Vergewaltigung. Die Eltern der Mutter sorgten für ihre Tochter und deren Sohn. Die Armut war ihr ständiger Begleiter. Wäre da nicht ein Onkel des kleinen Fritz gewesen, der mithalf, den Alltag zu bestreiten, die Familie wäre schon sehr früh auseinandergerissen worden. So aber konnte Fritz die ersten zwölf Jahren bei den Seinen bleiben. Er war, trotz strengem Arbeiten, das die Armut mit sich brachte und den Hänseleien der anderen wegen eben dieser Armut und wegen seiner Mutter zufrieden. Er war daheim. Mit zwölf nahm ihn der Beistand aus der Familie heraus und verdingte ihn. Ein trauriges Kapitel begann und Fritz erkannte: einmal arm, immer arm. Ein Umstand, der sich wie ein roter Faden in die nächste Ge-

## Unehelich = Delikt

Jahr	Delikte	Sittlichkeitsdelikte
1899/1900	695	davon 290
1900/01	709	davon 314
1901/02	766	davon 327
1902/03	738	davon 285

Die grosse Zahl von Sittlichkeitsdelikten beruht auf dem Umstand, dass allein in der kantonalen Gebäranstalt ausserehelich Gebärende verzeugt wurden und in Untersuchung gezo-gen werden mussten.

Stadtarchiv St. Gallen



neration hinüberzog. Auch seinen drei Kindern wurde später klar gemacht: Ihr seid arm, ihr braucht keine Sekundarschule.

**Ueli, 78**, pensionierter Postbeamter, und heute glücklich verheiratet, wurde in Bern als fünftes von elf Kindern geboren. In eine glückliche, harmonische, wenn auch sehr arme Familie. Ueli, der älteste Bub der Familie, wurde von einem Tag auf den anderen aus seiner Familie herausgerissen und zu einem Bauern gebracht. Auf dem abgelegenen Hof umgab ihn nicht nur Stille und Wortlosigkeit – niemand redete mit ihm – sondern auch das Wissen, dass er nie zur Familie gehören würde, er nur geduldet war als billige Arbeitskraft. Die fehlende Menschlichkeit – Ueli wurde das Lachen verboten – und die Verlassenheit machten dem Buben während all der Jahre mehr zu schaffen als sein Strohsack in der Scheune oder die armseligen Kleider. Seine Flucht, die er einmal versuchte, endete wieder beim Bauer und Ueli wurde von seinem traurigen Schicksal erst nach der Konfirmation erlöst, als seine Geschwister mit einem Leiterwägeli vor der Tür standen und ihn abholten. Tschau Verdingzeit! Das Leben ruft!

*Kinderidylle einst:  
Bescheiden, aber unbeschwert wuchs manches Kind auf. Ob sie von der unvorstellbaren Not vieler ihrer Altersgenossen wussten?*



*Dreizehn Schicksale geben nicht nur Einblick in die Lebenssituation von Verdingkindern, sondern vermitteln auch ein genaues Bild der Lebens- und Arbeitsverhältnisse in den zurückliegenden 50 bis 100 Jahren.*

## **Epilog**

Dreizehn Menschen. Dreizehn Lebensgeschichten. So unterschiedlich ihre Erlebnisse sind, so sehr gleichen sie sich in ihrer Tragik, in ihrem Aufbäumen und in ihrer Ohnmacht jener Willkür gegenüber, der sie ausgeliefert waren. Auf der anderen Seite zeigen ein paar Episoden, dass für Kinder, die ihre Familie verlassen mussten, durchaus die Chance bestand, einen Schritt in ein erfülltes Leben zu tun.

Wie sah das Elternhaus aus, wie die Pflegefamilie, wie die Arbeitsbedingungen und der Umgang mit den Schutzbefohlenen? Wie reagierten Lehrer, Nachbarschaft und Behörden auf das Verdingkind? Wie die anderen Kinder?

Fragen, denen in den einzelnen Kapiteln nachgegangen wird. Viele dieser Geschichten sind sehr ähnlich, andere stehen sich so konträr gegenüber, dass das ganze Spektrum des Verdingkinderwesens ersichtlich wird.

Es gab nichts, was es nicht gab.

Das Ungeheuerliche für praktisch alle Verdingkinder war, dass sie in einem sehr kleinen Umfeld gefangen waren, dem sie nicht entfliehen konnten, in dem der Alltag von Arbeit und Armut geprägt war. Und man gab ihnen täglich unmissverständlich zu verstehen, dass sie ungeliebte Kinder waren, denen man zwar gnädigst ein Dach über dem Kopf gewährte, sie aber in der Familie nicht als gleichwertiges Mitglied akzeptierte. Auch in der gesellschaftlichen Struktur stufte man sie ganz unten ein, was ihnen sowohl von Behörden, Kirchen und auch in der Schule fast täglich eindringlich klar gemacht wurde. Erzählt werden nicht einfach die ganzen Lebensläufe der einzelnen ehemaligen Verdingkinder, sondern ausgewählte Episoden, die sich jedoch im Ablauf ergänzen und so die einzelnen Schicksale auf besondere Weise veranschaulichen.

## Es Lychtli

Es isch ke Lycht, es isch es Lychtli  
Wo langsam gäge d Chilche geit,  
Es isch kes Grosses, 's isch es Chingli  
Wo Schryner-Gottlieb usetreit.

Es isch kes Ching vo ryche Lüte,  
Wo das isch gsi, da sy no meh;  
Gar grüssli dünn tut ds Glöggli lüte  
U schwär u ballig gheit der Schnee  
's isch ds zwölfte gsi, das arme tröpfli,  
U jitz isch dGmein em Chummer ab:  
Jitz schlaft's, uf Spääne bettet ds Chöpfli,  
U het nüt gghostet weder ds Grab.

Carl Albert Loosli, Mys Ämmital

## Grüne Kresse vom Bach

Elisabeth, Burgdorf 1942

Elisabeth sitzt mitten auf der Strasse. Es ist heiss. Die Sonne brennt hart auf ihren Kopf. Doch das scheint die Vierjährige nicht zu bemerken. Sie rührt sich nicht von der Stelle. Sitzt da, die Füsse angezogen, das Kinn auf die Knie gestützt, und beobachtet mit wachem Interesse ihre Zehen, über die ein Käfer spaziert. Schön ist er, denkt sie und staunt über den schwarz-grün schillernden Rückenpanzer. Elisabeth ist fasziniert und vergisst alles um sich herum: Den Staub der Strasse, die Sonne, die ihre Nase tiefrot färbt. Sie beachtet für kurze Zeit nicht einmal ihren knurrenden Magen. Warum auch. Er wird auch heute nicht voll werden. Mutter liegt im Bett. Fühlt sich schwach und elend – wie so oft.

Und ihr Bruder Hansueli ist noch in der Schule.

Der Gang des Käfers über die Zehen lenkt von dem flauen Gefühl im Bauch ab, aber nur für kurze Zeit. Dieses unangenehm Bohrende, das ihr Übelkeit und Schmerzen bereitet. Hunger. Oft muss sie vom Tisch, obwohl sie noch gar nicht satt ist. Denn da ist nichts mehr. Der Brotkasten ist leer. Die sechs Blaser-Kinder haben alles, bis auf die letzte Brotkrume, gegessen.

Elisabeth schaut einen Moment vom faszinierenden Schauspiel auf ihren Zehen auf und blickt auf die Strasse. Sie sitzt auf der Hauptstrasse, die direkt ins Zentrum führt – lang und gerade. Wenn ein Gespann kommt, springt sie sofort zur Seite. Nicht weil sie das Rattern der Räder fürchtet oder das Schnauben des Ochsen, der eingespannt ist. Schlimm ist der Staub, der bei diesem trockenen Wetter aufgewirbelt wird und sich in Mund, Nase und Augen festsetzt.

Doch jetzt ist es ruhig. Kein Wagen weit und breit. Die Leute sind am Mittagstisch, sie essen, denkt Elisabeth. In der Ferne bellt Siegenthalers



Hund, dann ist es wieder still. In der Wiese zirpen Grillen, sehr laut und eindringlich.

Elisabeth schliesst die Augen zu schmalen Schlitzten und schaut auf die lange Strasse. Das Flimmern der Hitze verwischt in der Ferne alle Konturen. Sie öffnet die Augen etwas mehr. Das Flimmern bleibt. Und dieser kleine, schwarze Punkt? Er ist da und wird immer grösser. Mal bewegt



er sich auf der linken Strassenseite, dann wieder in der Strassenmitte. Elisabeth wartet und schaut und lässt den kleinen schwarzen Punkt nicht aus den Augen. Den schillernden Käfer hat sie vergessen. Er hat Elisabeths Zehen verlassen und verschwindet emsig trippelnd hinter einem schattigen Grasbüschel am Wegrand.

*Die Familie wuchs und wuchs – und damit auch die Armut.*

Plötzlich springt Elisabeth auf. Jetzt weiss sie, wer kommt. Vater! Rasch verschwindet sie hinter den Kaninchenställen des Nachbarn. Vater darf

## Gedrückte Lage unseres Wirtschaftslebens

«Die allgemeinen Zeitverhältnisse üben immer noch eine deutlich erkennbare Rückwirkung auf das Familienleben, namentlich auf jugendliche Elemente, aus. Die Fälle des Kinder- und Frauenschutzes haben im Berichtsjahr weiter zugenommen und gewähren einen tiefen Einblick in die schweren moralischen und materiellen Schädigungen, welche die Nachkriegszeit und die schwer gedrückte Lage unseres Wirtschaftslebens mit sich gebracht haben. Sie spiegeln sich insbesondere in den vielen Fällen des Entzuges des Elternrechtes, der Versorgung von verwaorsten oder sittlich bereits belasteten Kindern, der Unterbringung elternloser Kinder in Pflegeanstalten der Heimatgemeinden oder Heimatkantone, der Versorgung von Trinkern, der Behandlung von arbeitsscheuen und liederlichen Personen.»

Auszug aus dem Bericht der Vormundschaftsverwaltung der Stadt St. Gallen, 1926 (Stadtarchiv St. Gallen)

sie nicht entdecken. Er hat schon wieder zu viel getrunken. Sie bleibt im Schutz ihres Verstecks stehen. Er geht vorbei.

Langsam, schimpfend und sich mühsam aufrecht haltend. Die Kleine schämt sich, wenn die Nachbarn dieses fast täglich wiederkehrende Schauspiel beobachten. Vor allem aber macht der Vater ihr Angst.

Auch diesmal hört sie ihn gereizt nach Mutter rufen: «Line, wo steckst du?»

Trotz ihrer erst vier Jahre weiss Elisabeth sehr genau, dass sie und ihre Familie arm sind. Unerwünscht im Ort. Mit dem Finger zeigt man auf sie und ihre Geschwister. Acht Kinder hat ihre Mutter schon geboren. Zwei sind kurz nach der Geburt gestorben, mit dem Neunten ist sie in Erwartung.

Sie seien eine asoziale Familie, hat sie schon sagen gehört. Was das heisst, weiss sie nicht, bestimmt nichts Gutes.

Vater poltert im Haus herum. Elisabeth wird angst und bange. Wo nur sind ihre Geschwister? «Lisebethli, chumm!», ruft Hansueli in diesem Moment. Sie strahlt. Endlich. Hansueli nimmt seine kleine Schwester bei der Hand, zieht sie hinter den Kaninchenställen hervor und führt sie über die grosse Wiese zum Bach hinunter. Obwohl er nur drei Jahre älter ist, fühlt er sich für die kleine Schwester verantwortlich. Schon oft hat Vater in

seinem Rausch wahllos nach einem seiner Kinder gegriffen, es durchgeschüttelt und angeschrien.

Und nachts, wenn die Kinder das Poltern seiner Schuhe auf der Stiege hören, ist ans Schlafen nicht mehr zu denken. Wird er in seiner Trunkenheit und grenzenlosen Wut wieder an ihr Bett kommen, sie herausreissen und schlagen?

Wie oft schon hat sich Elisabeth unter der Decke ganz klein gemacht und gehofft, nur diese eine Nacht nicht. Doch dann... am Arm sein harter Griff.

Vaters Ausbrüche sind heftig und gar manchmal hat sich der erst siebenjährige Hansueli mutig zwischen seine Schwester und den Vater gestellt und die Schläge abgefangen.

Jetzt sitzt Elisabeth mit Hansueli unten am kleinen Bach und kaut schweigend grüne Kresse. Das hilft gegen den ärgsten Hunger. Hansueli hat Elisabeth vor einiger Zeit auf die Kresse im Bach aufmerksam gemacht. Aber es ist nicht ganz einfach, sie zu holen. Sie müssen, bis zu den Hüften im Wasser, an jene seichte Stelle waten, wo das Grünzeug wächst.

Beim Kauen wirft Elisabeth ab und zu einen Blick zum «Chnübeli» hinauf, zum Bauernhaus der Familie Leuenberger. Der Kamin raucht heute nicht. Schade. Hansueli sieht ihren verlangenden Blick. «Nein, heute gibt es für uns keine Suppe.» Elisabeth nimmt enttäuscht etwas Kresse aus der Hand ihres Bruders. Wie gerne würde sie jetzt mit ihm zusammen dieses steile Wiesenbord hinaufklettern. Die Vorfreude ist trotz des steilen Hanges jedes Mal unbeschreiblich gross. Ist der Bauer oben nicht im Haus, nickt die Bäuerin aufmunternd: «Chömmed nu ine», und stellt jedem Kind einen Teller heisse Suppe auf den Tisch.

Jetzt aber bleiben die beiden Kinder am Ufer des kleinen Bächleins liegen, trinken vom frischen Wasser und versuchen den grössten Hunger mit Kresse und Klee zu stillen.

Oft gehen sie erst bei Einbruch der Dunkelheit heim. Und selbst das Dunkel der Nacht kann den schäbigen Eindruck ihres Elternhauses nicht mildern. Das grosse, schadhafte Dach berührt nach guter Berner Tradition fast den Boden. Darunter ist es düster, baufällig und dunkel.

Da ist vor allem niemand, der nach den Kindern ruft und sie in Empfang nimmt. Niemand, der die Kinder wäscht und ihnen beim Gute-Nacht-Sagen die Bettdecke glattstreicht.



*Mutter in jungen Jahren.  
Für den Fotografen im  
schönen Kleid. Keine  
Spur von Armut und  
Sorgen.*

S'Müeti liegt im Bett und ist froh, wenn es seine Ruhe hat und sich nicht um ihre grosse Kinderschar zu kümmern braucht. Gewohnheitsmässig schlüpft Elisabeth in ihrem dünnen, zerschlissenen Röckchen unter die alte Wolldecke. Schuhe braucht sie keine auszuziehen, sie hat gar keine. Strohsack und Staub beissen in den Haaren, der Hunger lässt sie kaum zur Ruhe kommen.



*Burgdorf: wenig Verkehr, wenig Lärm. Jeder kannte jeden – vor allem jene Familien, die aus «dem Rahmen fielen».*

Dann, in Elisabeths sechstem Altersjahr, stirbt die Mutter nach der Geburt ihres neunten Kindes. Die Geburt verläuft zwar reibungslos, doch die Ärzte finden, wenn Mutter Blaser schon im Spital ist, kann doch auch grad noch der Kropf operiert werden. Das ist zuviel für die kränkliche, schwache Frau. Sie stirbt noch während der Operation.

Zurück im alten Blaser-Haus bleiben sieben kleine Kinder und ein Vater, der trinkt.

Bereits wenige Tage später stehen Mitglieder der Behörde im Haus. Es geht zu und her wie bei einer Viehschau. Die Kinder werden begutachtet und später von ihren künftigen Pflegeeltern geprüft. So kommt eines nach dem anderen weg. Schliesslich ist Elisabeth an der Reihe: Ihre Pflegeeltern kommen ins

Haus. Der Pflegevater überreicht Elisabeth eine Orange.

Wie freut sich das Kind. «Juhu, ändlech e Baue.»

Es wirft das runde Ding mit Schwung auf den Boden, wo es zerplatzt. Schnell wie der Blitz verschwindet Elisabeth. Sie merkt, dass sie eine Dummheit gemacht hat und schämt sich schrecklich.

Elisabeth Blasers Vater war Alkoholiker. Schon als kleines Mädchen schämte sie sich für das Tun ihres Vaters. Sie litt unter seiner Betrunkenheit, seinem dann veränderten Wesen, seiner Wut und seinem Unvermögen, den Kindern ein guter, sorgender Vater zu sein. «Vater war ein einfacher Arbeiter, er konnte kaum lesen und schreiben, von einer Ausbildung war gar nie die Rede. Sein Einkommen hätte auch ohne Alkohol nie für seine grosse Familie gereicht. Eine hoffnungslose Situation.» Durch sein regelmässiges Trinken aber verlor er seine Arbeit immer wieder. Fand schliesslich nur noch als Tagelöhner ein mageres Einkommen und war schliesslich mehr in den Beizen

als an einem Arbeitsplatz anzutreffen. Das bisschen Zahltag «verflüssigte» sich. Und die Mutter? Krank an Leib und Seele, glitt ihr die Familie immer mehr aus den Händen. Sie hatte schon lange aufgegeben und liess dem Schicksal seinen Lauf. «In einem Drittel aller Familien mit Alkoholproblemen ist Gewalt ein Dauerstress-Faktor» zeigt die Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA) auf. Das war damals nicht anders.

Vor allem die Kinder litten unter der Sucht ihres Vaters. Ein Druck, der oftmals erst durch das Eingreifen der Behörde endete.

## Armut

Sind eigentlich die Armen allein schuld, dass so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Rätsel! Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand, schwer zum Begreifen?

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel

# Der Mann mit dem Berner-Wägeli

Ueli, Bern 1935



*Nie hätte Ueli als Kleinkind erwartet, dass er von seiner Familie weg muss. Die Armut spielte für ihn keine Rolle. Er war glücklich.*

Das Rattern der Räder über das Kopfsteinpflaster, das Klappern der Pferdehufe sind für den neunjährigen Ueli Ambühl nichts Neues. Jeden Tag fahren viele Karren, Fuhrwerke und Wagen unten vor seiner Haustüre vorbei. Bern ist eine belebte Stadt, selbst in jenem einfachen Quartier, in dem Werner mit seinen Eltern und seinen 12 Geschwistern seit kurzem wohnt.

Selten aber ist, dass dieses Rattern und Poltern genau vor ihrer Haustüre aufhört. «Da will einer zu uns», ruft Ueli und springt zum Fenster, seine jüngeren Geschwister hinterher.

Vor dem Haus steht ein Berner-Wägeli, jener damals viel benutzte, leichte und sehr wendige Einspanner, den vor allem Bauern fuhren. «Wer ist das? Was will er von uns?» Interessiert drücken die Buben und Mädchen ihre Nasen an der Fensterscheibe platt. Man sieht den fremden Mann unter seinem grossen Hut kaum. Warum auch hat er das Ding so weit ins Gesicht gezogen?

Die Spannung und Freude sind gross. Neugierig öffnen die Kinder die Haustüre und lassen den fremden Gast eintreten. Ueli ist schon bald klar, was der Fremde will. Mutter packt ein paar wenige Kleidungsstücke in eine Kartonschachtel, und schon kurze Zeit

später sitzt Ueli hinten im Berner-Wägeli. «Warum? Warum nur?» Der kleine Bub ist erschüttert.

Am Fenster sieht er seine Geschwister stehen. Warum muss er fort von daheim? Er weiss schon, dass seine Familie nicht auf Rosen gebettet ist. Sein Vater ist ein einfacher Fabrikarbeiter und sein Lohn reicht kaum, die 14 hungrigen Mäuler zu stopfen. So war es immer selbstverständlich, dass Ueli, die Röcke und Kleider seiner vier älteren Schwestern austrug.

Und sein blonder Lockenkopf tat das Übrige, dass er oft als Mädchen angeredet wurde. Doch das beeindruckte ihn wenig.

Immer wieder zogen die Ambühls um, meist nachdem sich die Familie wieder um ein Mitglied vergrössert hatte. Kinderreiche Familien waren zu jener Zeit nicht gern gesehen. Ueli, obwohl noch jung an Jahren, spürte die Sticheleien der Erwachsenen und die Häme der Kinder. Verstanden hat er

es nicht. Er wäre doch so empfänglich gewesen für ein paar liebe Worte. Sie blieben aus.

Immer mehr Kinder, immer weniger Platz. Schliesslich schliefen drei, manchmal vier Kinder in einem Bett. Am Morgen beim Aufwachen waren alle gleichermassen nass. Übers Kreuz «biselten» die Kinder. Es war einfach so. Mutter war ja vor allem froh, dass alle Platz in einem Bett hatten.

So vieles geht Ueli nun auf dem Berner-Wägeli durch den Kopf. Der erste Schultag zum Beispiel. Der Start in einen neuen Lebensabschnitt. Mit dem Nuggi in der Schürzentasche hat er diesen wichtigen Gang angetreten. Und wie oft hat er seine Lehrerin mit der ewigen Nuggerei genervt. Bis sie ihm dann das geliebte Stück endgültig wegnahm.

Und nun sitzt er bei diesem Mann auf dem Wagen und muss weg. Weg von seinen Geschwistern, weg von seinen Spielkameraden. Kurz und bündig ist der Abschied gewesen. Der Mann hat ihn einfach aus der Mitte seinen Lieben geholt. Den kleinen Ueli zerreisst es fast vor Schmerz, als der Wagen anfährt und er sich unwiderruflich von seiner Familie entfernt. Er weiss nur, dass er fort muss, weil er der älteste Bub ist. Für ihn gibt es keinen Platz mehr zu Hause.

Kinderreiche Familien. Segen oder der sichere Weg in die Armut? Auf dem Land wurde der Kinderreichtum lange Zeit als Sicherstellung billiger Arbeitskräfte, vor allem auf landwirtschaftlichen Betrieben,

## Steinige Wäg

I bi mängs Jahr gsi ir Frömdi  
I ha müesse z'Hei verlah,  
will i üser chline Wohnig  
nümme alli Platz hei gha.  
Uf u furt zu frömde Lüüte  
Hets mi tribe gar so wyt.  
Doch mis Heiweh isch mir blibe  
die ganzi längi Zyt.

Ueli Ambühl

und als Garant der persönlichen Altersvorsorge betrachtet. Anders in städtischen Agglomerationen. Hier wurde jedes zusätzliche Kind als ein Schritt in Richtung Armut betrachtet. Viele Kinder bedeuteten wenig Platz, Essen und Geld.

Schon damals hörte man gelegentlich, dass doch nur Familien aus den «unteren Schichten» viele Kinder hätten. Ein Vorurteil, das sich



*Bern – zu Zeiten, als  
Ueli seine Heimatstadt  
für immer verlassen  
musste.*

bis zum heutigen Tag hartnäckig gehalten hat. In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, in Zeiten der Wirtschaftskrise und der Kriegsjahre waren kinderreiche Familien vor allem den Vormundschaftsbehörden und Armenverwaltungen ein Dorn im Auge.

«Kinderreichtum zeugte aber auch von unsittlichem Lebenswandel und von verstaubten Ansichten bezüglich Empfängnisverhütung.»



Vor allem aber hatten jene Kinder zu leiden, die unehelich zur Welt kamen. Sie waren der Verachtung preisgegeben und litten in der Regel unter grosser Armut. So war die Mutter gezwungen, arbeiten zu gehen.

Denn nicht immer war der Vater bekannt oder konnte die Vaterschaft nachgewiesen werden. Vor allem aber war es oft auch von Seiten der Behörde schwer, den Vater zu einer regelmässigen Unterhaltszahlung zu verpflichten. Sei es wegen Armut seinerseits, Abstreiten des Sachverhaltes oder wegen Verschleiern der Wohnadresse.

Manchmal übernahmen die Grosseltern die Sorgepflicht gegenüber der Kinder, wenn nicht möglich, waren die Kinder oft auf sich gestellt oder wurden rasch behördlich versorgt. Augenfällig: In katholischen Regionen wurden die Kinder vor allem in Heime platziert, in vorwiegend evangelischen Gebieten kamen sie als Kost- oder eben Verdingkinder in «die Fremde».

## Der Nachttopf der Grossmutter

Maria, Österreich 1933

«Miezi, wo steckst du?» Die Stimme der Grossmutter klingt scharf. Miezi, die eigentlich Maria heisst, schaut Anna fragend an. Diese zuckt die Schultern. «Es bleibt dir wohl nichts anderes übrig, als zu gehen.» Maria steht auf, wischt sich den Staub von den Knien und wirft noch einen wehmütigen Blick zurück auf die Hölzchen, dünnen Zweige und Steine, die ein unerklärliches Spiel bilden – auf den ersten Blick. Doch das eine Hölzchen ist die Kuh Rosa, daneben stehen Magda und Zita, und der kleine knorrige Ast ist der Hofhund Hans. Die Steine drum herum bilden Haus, Scheune und Zaun. So schön haben sie gespielt, und nun ruft die Grossmutter schon wieder. Jetzt klopft sie sogar. Maria springt ins Haus, sie kennt die Drohung, die in diesem Klopfen steckt. Wenn die Grossmutter schnell mit dem Stock gegen den Stuhl schlägt, bedeutet dies höchste Gereiztheit.

«Hilf mir ins Bett», faucht die Grossmutter Maria an. «Wo bist du so lange geblieben?» Die alte Frau steht schwer atmend neben der Bettstatt.

Maria stellt sich neben sie. Sofort stützt sich die Frau auf das kleine Mädchen. Ihre Finger krallen sich tief in die zarten Schultern der Sechsjährigen. Der Schmerz treibt dem Kind Tränen in die Augen. Doch es beisst auf die Zähne und bleibt ruhig. Sie kennt die Grossmutter. Es ist jeden Tag das Gleiche.

Die alte Frau plumpst schwer aufs Bett. Vorsichtig schiebt Maria den linken, dann den rechten Fuss unter die Bettdecke. «Pass auf, du blödes

Ding», schnauzt die Grossmutter. Bös funkeln ihre Augen. Maria weiss, dass sie starke Schmerzen hat.

Das linke Knie eitert. Es ist stark geschwollen.

Das Geld für den Doktor fehlt und die Huflattichwickel, die Maria und Anna ihrer Grossmutter täglich auf das kranke Knie legen, vermögen den Schmerz kaum zu lindern. Erst vor einer halben Stunde sind Maria und ihre um ein Jahr jüngere Schwester vom nahen Bach zurückgekommen, beide mit einem Arm voll frischer Huflattichblätter. Jetzt möchten sie ein bisschen spielen, doch die Grossmutter reisst die kleinen Mädchen immer wieder aus ihrer Welt.

Maria nimmt den schweren Nachtopf vom Stuhl. Sie vermag ihn kaum zu tragen. Vorsichtig trägt sie ihn aus dem Haus zum nahen Miststock. Nur ja nichts verschütten, der Gestank ist ätzend. Trotz der täglichen Verrich-

tung wird sich das Kind nie daran gewöhnen. Mit Mühe unterdrückt es die aufsteigende Übelkeit.

«Mutti kommt!» Anna springt der jungen Frau, die mit einem schweren Handwagen den schmalen Weg heraufkommt, freudig entgegen. «Servus Annerl.» Die junge Frau bleibt nicht stehen; sie zieht den unförmigen Wagen mit den zwei grossen Rädern schwer atmend weiter. Schweissperlen haben sich auf ihrer Stirn gebildet, eine Haarsträhne hat sich vom Haarknoten gelöst und fällt in ihr Gesicht. Liebend gerne hätte sie diese lästig tanzenden Haare wieder in den Knoten zurückgeschoben, doch sie darf die Deichsel des Wagens nicht loslassen. Er würde sonst an Schwung verlieren. Stehenbleibend, hätte sie Mühe, das Gefährt wie-



*Maria – unehelich geboren und arm. Eine Schande für die Familie? Ja, für ihre Grossmutter.*

der in Bewegung zu setzen. Drei Tage war sie bei Bauer Sepp und hat ihm bei der Heuernte geholfen – bezahlt hat er sie nur mit einem Fuder Brennholz. Die junge Frau weiss, dass ihre Arbeit weit mehr wert gewesen wäre. Doch sie schweigt. Sie will sich das Wohlwollen der umliegenden Bauern nicht verscherzen. Sie hat auch so Mühe, genug Arbeit zu finden, um ihre Lieben zu ernähren. Und der Erlös aus Eiern und Früchten, die sie einmal die Woche auf dem Markt in der Stadt verkauft, reicht knapp, um der Grossmutter die Miete zu bezahlen. Auch hierzu schweigt sie. Sie ist froh, dass sie mit ihren kleinen Mädchen bei ihr wohnen kann. Um jeden Preis will sie vermeiden, dass die Behörde ihre Kinder holt. Solange die Grossmutter lebt, kann sie es vielleicht verhindern.

Doch manchmal, wenn ihre Kräfte nachlassen, sie müde und erschöpft nach Hause kommt und die Arbeit sieht, die noch auf sie wartet, fragt sie sich: «Wie lange noch?»

Die Kinder laden das Holz vom Handwagen und bringen es in die nahe Scheune. Die Mutter sieht nach der Grossmutter und verschwindet dann im Stall. Die Kuh und die Geiss müssen gemolken werden, das Schwein grunzt nach Nahrung. Die Mutter wirft ein paar faule Äpfel in den Trog.

Dann geht sie ins Haus und kocht das Abendessen. Bratkartoffeln mit Apfelschnitzen. Es ist spät geworden, die Kinder haben Hunger und sind müde.

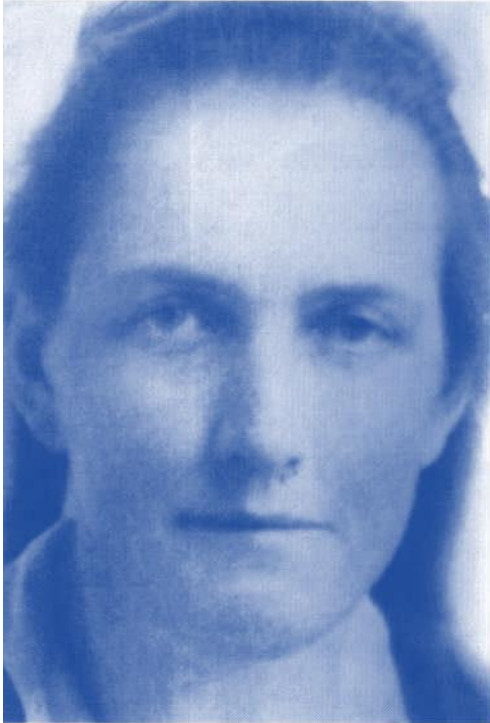
Zeit für ihre Kinder hat sie wenig. Das Annerl hängt ihr während des Kochens am Schürzenzipfel. «Mama», flüstert sie, «Grossmutter hat wieder ganz bös mit Miezi geschimpft.» «Psst», flüstert die Mutter. Sie will nicht, dass die Grossmutter mithört und sich dann wieder über die beiden «garstigen Dinger» beklagt. Sie weiss, dass Miezi manchmal in den nahen Wald läuft, um das ständige Klopfen der Grossmutter nicht zu hören. Denn die alte Frau spannt die beiden Mädchen wie erwachsene

## Uneheliche Kinder

Die Schande, ein uneheliches Kind zu besitzen, lässt in vielen Fällen kein inniges Band zwischen Mutter und Kind entstehen, und oft vereiteln böse Zungen jede aufkeimende Mutterzärtlichkeit und -liebe. Wer aber hat mehr darunter zu leiden als das unschuldige Kind selber? Die Anschauung früherer Zeiten, dass uneheliche Kinder minderwertig, ja unrein seien, spukt immer noch in vielen Köpfen zum Unheil der Kinder, wenn es auch von gesundem Sinn zeugt, wenn sich ein Volk gegen die ausserhehliche Zeugung als solche ablehnend verhält. Die Abhilfe liegt nicht in der Verachtung der unschuldigen Kinder, sondern einzig und allein in der guten Erziehung und Aufklärung der Jugend. Vorbeugen ist besser als heilen.

Hilfen ein. Die Pfulmen zurechtklopfen, das Essen zubereiten, das Zimmer lüften, Holz nachlegen, Handreichungen machen, den Nachtopf leeren, den eitrigen Verband wechseln ... immer hat sie Arbeit für die beiden. Ständig ist sie gereizt und schimpft die Kinder aus. Der Mutter tun Maria und Anna leid. Sie haben es weiss Gott nicht einfach. Doch weiss sich nicht anders zu helfen. Der Vater der beiden Kinder, Sohn

Sohn eines Grossgrundbesitzers, kümmert sich nicht um sie. Kein Geld für seine Mädchen, keine Lust zu heiraten.



Die Schmach, kein Geld zu haben und als allein erziehende Mutter zwei uneheliche Kinder durchbringen zu müssen, sitzt tief. Manchmal ist es schwer für die junge Frau, die abschätzigen Blicke zu ertragen, die Türen, die sich vor ihr schliessen. Und dies alles nur, weil im Nachbardorf ein Mann seine Verantwortung nicht wahrnehmen will. So beisst sie halt die Zähne zusammen und arbeitet weiter.

Nach dem Abendessen bringt sie die Mädchen zu Bett, hilft der Grossmutter bei der Toilette und richtet die Ware für den Markttag von morgen. Die Kinder haben die Eier aus dem Hühnerstall bereits sorgfältig in den Korb gelegt und mit einem sauberen Tuch zugedeckt. Auch eine Schale wilde Beeren

haben sie im Wald geholt, die steht nun auf dem Küchentisch. «Sie sind fleissig, meine Mädchen», denkt die Mutter gerührt.

Am nächsten Morgen erwachen Anna und Maria wie gewohnt durch das Klopfen ihrer Grossmutter. Sie ruft nach dem Topf.

Die Kinder wissen, dass die Mutter noch bei Dunkelheit aus dem Haus gegangen ist. Der Markttag ist besonders streng. Weit über eine Stunde hat sie zu gehen, schwer beladen mit Milch, Butter, Rahm sowie Eiern und den Waldfrüchten.

Maria und Anna wissen, dass ihre Mutter den weiten, steinigen Weg barfuss gehen und die Schuhe erst in der Stadt anziehen wird.

*Marias Mutter – obwohl sie bei den Bauern im Dorf oft bis an die Grenze ihrer Kräfte arbeitete, wurden ihre beiden kleinen Mädchen kaum satt.*

Jetzt aber heisst es aufstehen: Die Hühner müssen gefüttert, die Geiss und die Kuh auf die Wiese gebracht und gehütet werden. Die Grossmutter braucht frische Arnika aus dem Wald für ihren Tee ... und bald schon wird Maria zum ersten Mal in die Schule gehen. Was dann?

Sehr oft aber gerieten die Menschen an den Rand ihrer Existenz, wenn ein Familienmitglied erkrankte oder einen Unfall hatte. Fehlende Versicherungen, fehlende soziale Institutionen verunmöglichten ein Einbinden in die gesellschaftlichen Strukturen. Die Last wurde ausschliesslich auf die Schultern der übrigen Familienmitglieder abgewälzt.

## Zeitfaktor Armut

«1925 wurden in Deutschland eine Million Kinder abgetrieben, weil man sie gar nicht hätte ernähren können».

Nelly Meffert-Guggenbühl in «Nichts Menschliches ist mir fremd» von Bernhard Brack-Zahner (Appenzeller Verlag 2004)

## Meine Mutter ist taubstumm – ja und?

Fritz Sch., Süderen-Oberei, Emmental 1921

Fritz geht zur Schule. Er freut sich sehr. Eine spannende Welt tut sich ihm auf. Ruhig, mit geradem Rücken sitzt er in der Schulbank und passt genau auf, was der Lehrer sagt. Er will ein guter Schüler werden, das hat er sich fest vorgenommen. Er beobachtet seine Schulkameraden, die um ihn herum sitzen und auf die Tafel schauen, wo der Lehrer Zahlen hinschreibt. «Eins! Zwei! Drei! Vier!...» Der Sprechchor der Schüler klingt weit über den Schulhausplatz hinaus. Fritz ruft freudig mit. «In die Schule gehen ist sehr schön», erzählt er daheim seiner Grossmutter nach dem ersten Schultag freudig, «und gar nicht schwer.» Doch wenige Tage später kommt er weinend heim. Tröstend nimmt ihn die Grossmutter in Empfang. «Wer hat dich verhauen?», fragt sie ihn mitfühlend. «Niemand», kommt es schluchzend aus ihrem Schoss. «Ja, was ist denn? Hat der Lehrer mit dir geschimpft?» Unter der Schürze ist kein Ton zu hören. Die Grossmutter nimmt den Kopf des Buben in die Hände und schaut ihn lange an. «Bub, so sag schon, was hast du gemacht?»

Fritz schweigt lange. «Nun red doch, Bub, was hast du angestellt?» «Heute war der Schularzt da», beginnt Fritz stockend. «Der hat uns angeschaut und untersucht, schliesslich wollte er von jedem hören, wie er redet. Und ausgerechnet ich musste Worte sagen wie Ross, Rudolf oder Raupe.» Grossmutter weiss, was das bedeutet. Fritz hat trotz seiner sieben Jahre noch immer nicht gelernt, wie man das R ausspricht. Immer noch nimmt dieser Buchstabe bei Fritz den Klang eines L an. Loss, Ludolf oder Laupe.

«Ich hab mich so schrecklich geschämt», schluchzt Fritz zwischen ihren Händen, und dicke Tränen kullern über seine Wangen.

«Vor allem als der Doktor nachher gesagt hat: Fritz geh heim, die Schule ist kein Taubstumm-Heim, geh heim und komm in einem Jahr wieder, wenn du richtig reden kannst.»

Das sitzt. Die Grossmutter blickt den weinenden Fritz stumm an. Was hätte sie ihm in diesem Moment sagen sollen? Ihre Tochter Anni, die Mutter von Fritz, ist taubstumm.

So geht Fritz anstatt zur Schule am nächsten Tag wieder mit seinem Onkel in den nahen Wald Tannäste sammeln. Der Onkel, ein Bruder seiner Mutter, ist sozusagen der Ernährer der Familie. Jeden Tag geht er in den Wald, sammelt Tannäste und macht Reisigwellen daraus. Pro «Wedele», auch Bündeli genannt, bekommt der Onkel von den Bauern 10 Rappen. Wenig Geld für viel Arbeit, umso dankbarer ist er jeweils, wenn der kleine Fritz mitkommt und schleppen hilft.

Doch nun tut es ihm leid, wie der kleine Bub lustlos und schweigend an seiner Seite Tannäste vom Boden aufliest.

Grossmutter hat ihm erzählt, dass Fritz aus der Schule ausgeschlossen worden ist, weil seine Mutter taubstumm ist. Was kann Anni dafür, dass man damals, als sie ein kleines Mädchen war und krank wurde, keinen Arzt gerufen hat, keinen Arzt rufen konnte?

In der Folge wurde sie taubstumm. Das war vor 28 Jahren.

Der Onkel schaut Fritz lange zu: Armer Kerl, denkt er, muss die «Sünden» eines anderen ausbaden. Wer der Vater von Fritz ist, weiss niemand. Nur hinter vorgehaltener Hand werden Namen herumgereicht. Wer er wirklich ist, bleibt Annis Geheimnis. Und sie kann es nie erzählen.

Fritz, ein Kind entstanden aus einer Vergewaltigung. Immer wieder sind im Dorf Gerüchte im Umlauf, doch die Familie schweigt. Man will nicht unnötig Öl ins Feuer giessen, zum Schutz von Fritz.

Fritz geht nicht zur Schule, dafür im Sommer mit seinem Onkel ins Holz. In einem unwegsamen Gelände ist Holzschlag angesagt. Die Aufgabe der armen Leute und Tagelöhner ist es, diese Holzschlagplätze aufzuräumen und «Wedelen» zu binden. Fritz hilft kräftig mit und kann zusammen mit seinem Onkel je ein Bündel «Wedelen» mit nach Hause tragen, so genannte «Fyrabebürdeli». Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge dürfen sie so viele mitnehmen, wie sie zu tragen vermögen.

Später wird Fritz mit seiner Grossmutter in der nahen Ranbachschlucht Gras für die Geissen mähen. Die Wiesenhänge sind so steil, dass Grossmutter auf die Hilfe von Fritz angewiesen ist. Er hilft gerne und arbeitet viel – jeden Tag, manchmal bis zur Erschöpfung. Er kennt den Zyklus des Jahres und weiss, wenn das Korn geschnitten wird, liest seine Familie auf dem Acker Ähren. Oft die einzige Möglichkeit armer Menschen, zu etwas Mehl zu kommen. Und wenn das Obst reif ist, fragen sie wieder die Bauern, ob sie Fallobst zusammenlesen dürfen. Daheim wird dann das Obst gerüstet und gedörrt.

Auch Anni, die Mutter von Fritz, versucht ihren Beitrag zu leisten. Durch ihre fehlende Schulbildung und mangelhafte Sprache aber sind die Möglichkeiten sehr beschränkt. Grossmutter lehrte ihre Tochter Häkeln und Stricken und bald schon machte sie sich einen Namen als exzellente Tapispitzen-Herstellerin. Wollten Bauerntöchter heiraten, gehörte zur Aussteuer ein Bett-überwurf, auch Tapi genannt. Die wurden bei Anni in Auftrag gegeben. Sie war eine wahre Künstlerin auf diesem Gebiet. Trotzdem, der Zustupf blieb mager, die Familie lebte in ärmsten Verhältnissen.

## Zum Thema Armut

Armut wurde oft gleichgesetzt mit Personen, die nicht arbeiten wollten, also arbeitsscheu und liederlich waren. Armut wurde als unmoralisch taxiert und oft als Selbstverschulden hingestellt. Das waren gesellschaftliche Mechanismen, die sich durch die Generationen hindurchzogen und die Menschen prägten. Bis zum heutigen Tag.

## Der schwere Gang zur Gotte

Maria, Niederösterreich 1935

Mutter drückt Maria (8) und Anna (7) ein kleines Bündel in die Hand. Darin sind einige Kleider und etwas zu essen. Sie weint und kann kaum noch sprechen. Immer wieder küsst sie die Gesichter ihrer beiden Mädchen. Dann lässt sie sie ziehen. «Ihr kennt den Weg?» Forschend schaut sie in die Augen ihrer Kinder. Die beiden Mädchen nicken. «Ja Mama, wir kennen ihn.» Vor ihnen liegt ein gut dreistündiger Fussmarsch. Ihr Ziel ist der Hof von Marias Gotte. Sie ist eine entfernte Verwandte, die mit ihrem Mann und den beiden bald erwachsenen Kindern, einer Tochter und einem Sohn, ein Bauerngut betreibt.

Vor einigen Wochen ist ein Mann vom Fürsorgeamt zur Mutter gekommen. Er hat erklärt, dass die Zustände hier unhaltbar seien und die Kinder fort müssten. Es gehe nicht an, erklärte er der weinenden Mutter, dass eine alte, kranke Frau auf zwei Kinder aufpassen müsse und die Mutter den ganzen Tag unterwegs sei.

Dass die Kinder die kranke Grossmutter pflegten und die Mutter die hohen Zinsforderungen dieser alten Frau abzarbeiten hatte, wollte der Mann nicht hören. Er kenne die Umstände, mehr gebe es dazu nicht zu sagen. Mutter gab nicht auf. Ihre Mädchen durften nicht aus dem Haus. Anderntags ging sie ins Dorf, aufs Gemeindeamt, und sprach beim Bürgermeister vor. Sie versuchte alles, die Kinder zu behalten. Sie ging von Büro zu Büro, sprach mit einflussreichen Leuten aus dem Dorf. Doch überall winkte man ab. «Es tut uns leid, die Umstände sind zu gravierend.» Schliesslich erfuhr die junge Frau, dass sich ihre eigene Mutter beklagt hatte. Gegen solch schwerwiegende Vorwürfe aus erster Hand könne man nichts ausrichten, wurde ihr mitgeteilt.



Sie erfuhr, dass ihre alte, bettlägerige Mutter Besuch bekommen hatte und sich über das Schicksal ihrer Enkelkinder ausliess.

Als sie sie zur Rede stellte, erklärte diese, dass sie gehofft hatte, so Druck auf den Vater ihrer beiden unehelichen Enkelkinder ausüben zu können, damit er endlich zum Zahlen bereit sei.

Aber es kam anders. Die Gemeinde ordnete an, dass die Kinder bei einem Bauern im Dorf untergebracht werden sollten. Die Mutter, aber



auch die Kinder kannten diesen jähzornigen, unberechenbaren Menschen, der immer wieder Pflegekinder hielt. Und es war ein offenes Geheimnis, dass die Schützlinge bei dem wie Sklaven gehalten wurden. Nein, zu diesem Menschen würde sie ihre Kinder nie ziehen lassen.

Doch sie fand in der kurzen Zeit keinen anderen, vor allem keinen besseren Platz. In ihrer grossen Not schickte sie nun die Kinder auf den langen Marsch zur Gotte. Allein in der Hoffnung, dass diese ein Einsehen haben und die Kinder nicht wieder zurückschicken würden.

*Froh, das Kinderheim mit hinter sich zu haben, freut sich René auf ein Stück Heimat auf dem Hof der Pflegefamilie. Es kam anders.*

Maria und Anna ziehen los. Es ist Sonntagmorgen, die Sonne scheint. Doch je näher die Uhr Richtung Mittag rückt, um so heisser wird ihnen. Sie haben Durst, sind müde und haben vor

## Eltern- und Vormundschaftsrecht

Jedes Kind steht entweder unter der elterlichen Gewalt oder ist einem Vormund unterstellt.

Artikel 273, Abs. 1, lautet: «Die Kinder stehen, solange sie unmündig sind, unter der elterlichen Gewalt den und dürfen Eltern nicht wider rechtlich entzogen werden.»

Schweizerisches Zivilgesetzbuch 1912

allem schreckliche Angst vor der Ungewissheit ihrer Zukunft. Viele Male würden sie gerne wieder umkehren und zu Mutter zurückgehen. Doch tapfer marschieren sie weiter. Manchmal weinen sie, dann versuchen sie sich wieder gegenseitig zu trösten und Mut zu machen. Bei der Gotte haben wir es gut und wir werden unsere Mutter so oft besuchen, wie es nur geht.

Vielleicht können wir ja auch bald wieder nach Hause zurück.

Endlich sind sie da. Es ist Mittag und die Familie sitzt am Tisch und isst. Maria klopft an die Haustüre und trägt mit scheuer Stimme den

Grund ihres Kommens vor. Die Gotte stemmt ihre Arme in die Hüften und murrte: «So, so, das will eure Mutter. Und uns hat sie nicht gefragt. Wir haben keinen Platz für euch und selbst genug Mühe, uns durchzubringen. Geht wieder nach Haus.»

Sie will die Kinder wieder auf den langen Weg nach Hause schicken, ungerührt der Tränen und des Bettelns der beiden Mädchen. Da ertönt aus dem Hintergrund eine Stimme: «Lass die Kinder doch erst mal eintreten und mitessen. Sie sind erschöpft und müde. Und dann überlegst du dir die Sache noch einmal.»

Gotte hat Gäste am Tisch und die haben die Not und die Tränen der Kinder mitbekommen. Schliesslich gibt die Gotte nach. «Dann bleibt eben, meinewegen. Aber ihr müsst euren Unterhalt mit Arbeit mitverdienen.» Maria und Anna nicken erleichtert. «Wir danken dir.» stammeln sie mit Tränen in den Augen.

Nach dem Essen stellt die Tochter des Hauses Maria in die Küche, wo das Geschirr sich türmt. «Hier hast du Arbeit», herrscht sie die Kleine an und geht wieder zu den Gästen.

Viel zu rasch wird das Abwaschwasser kalt und Maria bringt das Fett von den schweren, gusseisernen Pfannen kaum weg. Sie versucht mit al-



*Maria (rechts) mit ihrer Schwester Anna auf dem Hof der Gotte. Das Bild zeigt Spuren der Verbitterung in den Gesichtern von Bauer, Tochter und Sohn. Ein Zeichen der aufgestauten Wut der beiden verdingten Mädchen.*

len Mitteln, die Pfannen sauber zu kriegen, mit dem Resultat, dass sie schliesslich verzweifelt und mit schwarzen Händen, schmierig von oben bis unten, aufgibt.

Zwar haben die Kinder von nun an genug zu essen – anfänglich mindestens – doch der Druck bleibt. Das Heimweh nach der Mutter und die täglichen Schikanen lasten schwer auf ihren Seelen. Maria und Anna sind froh, dass sie wenigstens zusammenbleiben können, und wenn sie abends, müde von der Arbeit auf dem Hof, zusammen ins Bett steigen, das die Gotte in die Kammer gestellt hat, wo bereits die Grossmutter und die Haustochter schlafen, dann halten sie sich ganz fest und geben sich Trost.

Bald wird den beiden Mädchen klar, warum die Gotte ihnen einen so unfreundlichen Empfang bereitet hat. Ihr Mann, ein Wegmacher, hat das Bauernleben satt und tut sich schwer mit der Arbeit. Das gilt auch für den Sohn (19) und die Tochter (20). Sie arbeiten nur, wenn es dringend nötig ist, unterbrechen gar das Melken für einen Schwatz auf der Strasse. Der Feierabend verzögert sich, und schliesslich gibt jeder dem andern die Schuld dafür.



*Maria mit 14 Jahren.  
Mittlerweile haben ihre  
Eltern geheiratet und die  
jüngere Schwester nach  
Hause genommen.  
Maria musste aber bei  
ihrer Gotte bleiben.*

Mit der Zeit nimmt die Ration auf den Tellern der Kinder ab. Für ein Stück Brot verlangt die Gotte von den Kindern ein Bitten mit gefalteten Händen. Den Apfel dazu müssen sie sich auf der Wiese draussen holen. Aber nur jene, die unter dem Baum liegen. Zvieri gibt es für die beiden Mädchen keinen, wohl aber für die Eigenen. «Ihr arbeitet ja nichts, da braucht ihr auch weniger zu essen», heisst es.

Das Nachessen besteht mit grosser Regelmässigkeit aus Rahmsuppe mit Brotbrocken. Wenn eines der Mädchen zu viel Brot herausfischt, klopft die Tochter oder der Sohn den Kindern mit dem Löffel auf die Finger: «Genug für heute.» Auch Fleisch sehen die Mädchen nur die anderen essen. Wenig Kost, dafür Demütigungen im Überfluss und vor allem Arbeit in Hülle und Fülle. Maria und Anna arbeiten nämlich hart für Kost und Logis im Haus der Gotte: Den Ochsen beim Ackern stundenlang führen, Obst auflesen, Kühe hüten, Hühnerfedern entrippen, Brennholz rüsten, Schafwolle «ströcheln», Böden fegen und bei jeder Ernte, ob Kartoffeln, Rüben, Weizen, Korn oder Heu, sind die beiden Schwestern immer dabei, nicht selten bis spät in die Nacht hinein. Einige Arbeiten auf dem Hof verrichten die beiden Mädchen gerne: Den Geissenstall misten, die Tiere füttern und vor allem die langen Haare des Geissbocks auskämmen. Oh, wie er das geniesst. Wenn er nur schon die Stimmen der Kinder hört, beginnt er freudig zu meckern. Maria und Anna lieben ihn, obwohl er fürchterlich stinkt.

Marias und Annas Geschichte spielt in Österreich. Kein Einzelfall auch dort. Wie bei uns in der Schweiz, kannte man auch dort die Form der Kinderarbeit, des Verdingens. Die Lebensgrundlagen waren sehr ähnlich. Die Landwirtschaft war der Haupterwerbszweig, die Armut gross. So wurden arme Kinder gezwungen, für ihren Lebensunterhalt aufzukommen.

Und wo immer Armut eine Rolle spielte, litten die Kinder besonders. Denken wir an die Schwabenkinder, Kinder aus den armen Bündner-tälern oder dem Vorarlberg, die im Frühling eine weite Wanderung in Kauf nehmen mussten, um während der Sommermonate bei einem Bauer in Süddeutschland zu arbeiten. Meistens nur für Kost und Logis, manchmal auch für ein paar Batzen.

Speziell an dieser Form des Verdingens war, dass die Kinder auf einem Markt von den Bauern begutachtet und dann ersteigert wurden.

## Zum Begriff Verdingkinder

Was sind Verdingkinder. Es existieren verschiedenste Begriffe dafür: Kostkinder, Schwabenkinder, Kaminfegekinder und Pflegekinder. In der Definition gibt es marginale Unterschiede. Gleich bleibt, dass viele dieser Kinder litten und in den gesellschaftlichen «Kasten» zuunterst eingeordnet wurden.

Ein unmenschlicher demütigender Vorgang für die wartenden, erschöpften und verschüchterten Kinder. Auch Norditalien kannte das Verdienen von Kindern. Kaminfegerkinder hiessen sie dort. Von den armen Tälern des Tessins wurden vor allem Buben in die italienische Ebene geschickt, um Schornsteinfegern bei ihrer Arbeit behilflich zu sein. Die kleinen, schlanken Kinder wurden in die Kamine hineingeschickt – eine schmutzige und gefährliche Arbeit. Auch Elisabeth in Burgdorf stammt aus einer armen, kinderreichen Familie. Die Startbedingungen waren denkbar ungünstig. Eine nachlässige, kranke Mutter, ein oft alkoholisierter Vater.

## Trotz allem ein ungeliebter Eindringling

Elisabeth, Burgdorf 1942

Dann kommt der Tag des Weggangs. Seit Mutters Tod hat sich vieles verändert. Immer wieder kamen Leute von der Behörde ins Haus und nahmen ein Geschwister nach dem anderen mit. Die Schwestern wurden in Familien versorgt, die Buben zu Bauern gebracht und die geistig leicht behinderte Schwester kam in ein Heim. Die Jüngste, Rosmarie, nach deren Geburt Mutter starb, kam gar nicht erst nach Hause. Sie wurde direkt fremdplatziert und später von der Pflegefamilie sogar adoptiert. Sie wurde aufgezogen wie ein eigenes Kind, geliebt und verwöhnt. Rosmarie hatte es gut.

Jetzt ist der Tag von Elisabeths Abschied da. Schon früh am Morgen kommt die Tante von der Gemeinde ins Haus, wäscht Elisabeth und zieht ihr neue Kleider an. Obwohl Elisabeth erst vier Jahre alt ist, kann sie sich später noch genau an ihre neuen Kleider erinnern: Ein blauer Jupe und ein blaues Ärmeljäckchen. Oh wie stolz ist sie auf diese wunderschönen neuen Kleider, ein Geschenk von ihrer Gotte. Sogar Schuhe hat sie gebracht. Alles nur, damit Elisabeth einen guten Eindruck macht, wenn sie in ihre neue Familie kommt.



Elisabeth geht freudig an der Hand der Tante aus dem Elternhaus. Gepäck hat sie keines dabei. Da ist nichts, das sich lohnen würde mitzunehmen.

*Ein Kind nach dem anderen kam in eine Pflegefamilie.*

Wehmut kommt keine auf. Ihre Geschwister sind alle nicht mehr da und ihren Vater, der so oft betrunken und wütend heimkommt, fürchtet sie ohnehin.

Sie ist gespannt auf die Dinge, die da kommen werden. Vertrauensvoll geht sie neben der fremden Tante her und plappert freudig drauflos. Die Frau marschiert mit Elisabeth durch das Städtchen, bis zu einem imposanten Haus mit einem grossen, schweren Tor. «Das ist das Rathaus», erklärt ihr die Tante. Elisabeth folgt ihr beeindruckt in das Gebäude. Soll das ihr neues Heim sein? Dieses Haus mit seinem langen Korridor und den vielen Türen? An einer dieser Türen bleibt die Tante stehen, klopft und öffnet die Tür einen Spalt breit. «Hier bringe ich Ihnen Elisabeth», sagt sie und schiebt das Kind in den Raum.

## Armut

Nachlässigkeit und Armut der Eltern stecken begreiflicherweise oft unter einem Dach. Trunksucht des Vaters, Krankheit der Mutter oder gar Trunksucht der Mutter, Liederlichkeit des Vaters sind keine allzu seltenen Versorgungsgründe. Aber auch unverschuldete Armut der Eltern kann zur anderweitigen Unterbringung eines oder aller Kinder führen. Krankheit des Vaters oder der Mutter, auch Kinderreichtum führen dazu.

Wo der Vater den ganzen Tag oder die ganze Woche auswärts an der Arbeit ist und die Kraft der Mutter nicht ausreicht, die zehnköpfige Kinder­schar im Zaume zu halten, werden die grösseren Buben und Mädchen durch die Eltern oder die Armenpflege bei Landwirten placiert.

Ein Mann erhebt sich hinter seinem Schreibtisch und kommt rasch auf die beiden zu.

«Grüezi Elisabeth, du bist schon da?»

«Das ist dein neuer Vater», erklärt die Tante.

«Gib ihm die Hand.»

Die beiden Erwachsenen wechseln noch ein paar Worte, während sich Elisabeth staunend im Zimmer umsieht. So grosse Fenster, ein so schöner Holzboden, und wie der glänzt. Wie anders doch ihr Elternhaus war: klein, dunkel und schäbig. Schon nimmt der Pflegevater ihre Hand und führt sie aus dem Raum:

«Komm Elisabeth, jetzt gehen wir heim.»

Die beiden gehen durch die Strassen, biegen in ein für Elisabeth fremdes Quartier ein, bis sie schliesslich vor einem schönen Haus mit einem grossen Garten stehen bleiben. «Schau Elisabeth, hier wirst du von nun an leben.»

Erführt das Kind durch den Garten ins Haus.

Dann öffnet er die Stubentür.

Eine Frau in schönen Kleidern sitzt am Tisch, neben ihr ein grosser Bub. «Was? Die Kuh ist schon da?», entfährt es dem Buben entrüstet. Potz, das ist ein freundlicher Emp-

fang. Der über zehn Jahre ältere Bub, das einzige Kind der Pflegeeltern, ist gar nicht erfreut, dass er nun plötzlich eine Schwester haben soll. Auch die Pflegemutter geizt nicht mit bissigen Bemerkungen.

Wie gerne hätte sie selbst noch mehr eigene Kinder gehabt. Doch nach vier Fehlgeburten gab sie den Wunsch schliesslich auf. Von da an hütete sie ihr einziges Kind wie ihren Augapfel, an nichts sollte es ihm fehlen.

Ihr Mann, ein Beamter, hörte vom Schicksal der Blaser-Kinder

und entschied sich spontan: Eines dieser Kinder nehmen wir auf. Vielleicht, so seine Hoffnung, kommt meine meist launische, missmutige Frau dadurch auf andere Gedanken.

Als er damals dem kleinen, vor Schmutz starrenden Kind im Blaser-Haus eine Orange schenkte und die strahlenden Augen des Mädchens



sah, wusste er sofort: Das ist sie, seine kleine Pflgetochter. Dass das Kind die Orange mit Schwung auf den Boden knallte, übersah er grosszünftig...

Doch der Vater hat nicht viel Zeit für Elisabeth. Er ist den ganzen Tag im Büro und manchmal sogar am Abend äusser Haus. Die Mutter aber bleibt giftig und distanziert und wird ihre Meinung auch künftig nicht ändern. Das Mädchen ist und bleibt ein Eindringling!

Doch Elisabeth sieht ihr vieles nach. Sie ist froh, dass endlich ein gleichmässiger Takt ihr Leben bestimmt: Sie hat ein warmes Bett, kann sich



*Weggehen von Daheim war für Elisabeth eine grosse Erleichterung. Endlich durfte sie ein geregeltes Leben führen, wie alle anderen Kinder auch.*

## Erziehung und Pädagogik

Heinrich Pestalozzi ruft seinen Zöglingen zu: «Wir entfalten in euch, was unverdorben liegt.» Und den Erwachsenen ruft er zu: «Silber und Gold ist ewig nicht, was dem Armen zu helfen geeignet ist. Ihr seid bestimmt, die Kräfte, die Gott zur Selbsthilfe allgemein in die Menschennatur gelegt hat, in den Armen, Verlassenen und Schwachen zu entfalten, zu stärken und zu beleben.»

waschen, regelmässig essen, hat gute Kleider und sogar einige Spielsachen. Sie lebt von nun an ein Leben, wie sie es bei anderen Kindern gesehen hat.

War es der besondere Umstand, dass Elisabeth in ein städtisches Umfeld verdingt wurde, oder hatte sie einfach nur Glück? Das Wegholen aus der Familie in eine Pflegefamilie bedeutete auch für Elisabeth eine entscheidende Wende, eine Wende aber hin zu einem besseren Leben.

Nicht so bei Paul. Auch er wurde als kleiner Bub von seinen Eltern weggeholt und kam in eine Pflegefamilie. Und damit begann das stille Leiden eines Kindes, das von Anfang an die Ausweglosigkeit seiner Situation spürte, das Unvermögen, etwas daran zu ändern.

## Wer faulenz, braucht nichts zu essen

Paul Siegrist Region Thun 1931

Das Beil dringt tief ins Holz. Es splittert und kracht. Paul (9) reisst es aus dem Holzstück, holt weit aus und schlägt es noch einmal in dieselbe Kerbe. Das Holz bricht auseinander und fliegt vom Spaltstock weg. Der Bub legt das Beil auf den Boden und reibt sich die Hände. Sie sind rot vor Kälte, an manchen Stellen nehmen sie schon eine bläulich-weisse Färbung an. Paul wirft einen Blick auf die Holzbeige. Sie will nicht kleiner werden. Er spürt ein Würgen im Hals. Tapfer schluckt er die aufsteigenden Tränen hinunter. Nur jetzt nicht weinen, der Bauer ist irgendwo ganz in der Nähe.

Rasch klemmt er die Hände zwischen seine Oberschenkel, den einzigen Körperteil, der noch ein bisschen Wärme abgibt. Dann legt er einen wei-

teren Block auf den Spaltstock, fasst das Beil mit beiden Händen am Stiel, holt weit aus und schlägt erneut zu. Seit bald zwei Stunden steht der Bub auf dem verschneiten Hofplatz und spaltet Holz. Die Kälte frisst sich immer mehr durch seinen Körper, die Glieder spürt er schon gar nicht mehr, die Füsse erscheinen ihm wie taube Klumpen am Ende seiner Beine – und die Holzbeige will nicht kleiner werden.

Wenn nur der Schuhmacher seine Holzschuhe nicht neu besohlt hätte. Die Schuhe sind dadurch noch kleiner geworden. Die Füsse sind gewachsen, die Schuhe kleiner geworden, was für ein Widersinn. Platz für ein zweites Paar Socken gibt es nicht. Das Gehen allein bereitet dem Buben Schmerzen, erst recht in dieser unerträglichen Kälte.

In diesem Moment sieht Paul, wie der Bauer vorne bei der Scheune mit dem Ochsenwagen vom Hof wegfährt. Rasch legt der Bub das Beil zur Seite und verschwindet im Pferdestall. Hier ist es warm. Flora schnaubt freudig, als Paul den dunklen Stall betritt. Seit der Bub vor zwei Jahren auf den Hof gekommen ist, hat sich zwischen dem Pferd und dem Buben eine tiefe Freundschaft entwickelt. Oft schon hat er sein Gesicht an die Nüstern des Tieres gepresst und bitterlich geweint. Das Pferd ist dabei ganz ruhig geblieben. Es hat die Not des Buben gespürt.

Paul hat Heimweh nach seiner Grossmutter. Sie lebt in Bern und er sieht sie nur noch zweimal im Jahr, wenn sie ihn auf dem Hof besuchen kommt. Die Reise ins Berner Hinterland ist weit und beschwerlich. Paul ist bei seinen Grosseltern aufgewachsen und hat den Kindergarten besucht. Was für ein herrliches Leben er hatte, spürt er erst heute, in der Einsamkeit auf diesem Hof. Dort ein sauberes Bett – hier ein Strohsack. Bei Grossmutter genug zu essen – auf dem Hof steht er hungrig vom



*Pauls Heimweh nach seiner Grossmutter war unermesslich – doch niemand begriff.*

## Ungenügende gesetzliche Verankerung

Die Pflegeorte bzw. die Pflegeeltern werden vielfach nicht genügend geprüft, namentlich wo Eltern und Verwandte die Unterbringung anbahnen, ohne die Hilfe von in der Kinder- versorgung geübten Institutionen in Anspruch zu nehmen. Deshalb streben Fürsorgekreise die Schaffung einer gesetzlichen Grundlage zur staatlichen Aufsicht über alle Pflegeorte an. Das schweizerische Zivilgesetzbuch enthält keine sich auf das Pflegekinderwesen direkt beziehenden Bestimmungen.

So bleibt es für unzählige Kinder dem Zufall überlassen, ob sie gut oder schlecht versorgt sind.

Tisch auf, weil die Bäuerin findet, er habe jetzt genug.

Hier gibt es keine Liebe, keine Zeit zum Spielen, keine liebevolle Hand, die Paul zärtlich über den Kopf streicht, wie es Grossvater manchmal gemacht hat, wenn er ihm die Zeitung brachte.

Grossvater starb, und nur wenige Tage später stand diese fremde Frau mit einer Brosche am Kleid vor der Tür. Paul erinnert sich gut, wie sie ihn freundlich lächelnd an der Hand nahm und sagte hat: «Komm Päuli, wir machen eine Reise.»

Schwester Käthi nannte sie sich. Sie brachte ihn in dieses Dorf. «Da lebst du nun», sagte sie ihm beim Abschied. «Deine Grossmutter ist eine alte Frau. Sie hat nicht mehr die Kraft, für dich zu sorgen.»

Stumm, unermesslich unglücklich stand Paul auf dem Hofplatz und sah Schwester Käthi noch lange nach, wie sie mit raschen Schritten dem Dorf zu eilte und schliesslich zwischen den Häusern verschwand.

Rasch wurde Paul in die raue Wirklichkeit zurückgeholt. Der Bauer stiess ihn mit dem Besenstiel unsanft in den Rücken: «Da, wisch den Hofplatz. Faulenzen gibt es bei uns nicht.» So wurde der damals siebenjährige Stadtbub ins Landleben «eingeführt». Grob, oft mit wüsten Beschimpfungen und brutalen Fusstritten.

Tränen laufen Paul über die Wangen. Noch immer hält er den Hals der Stute umklammert. Langsam kommt wieder Gefühl in seine Füsse zurück, doch damit auch der stechende Schmerz des «Kuhnagels». Paul beisst auf die Zähne, doch die Tränen fliessen noch immer, teils vor Kummer, teils vor Schmerzen.

«Wo ist der Herrgottsdonnerbub!» Die Stalltüre wird aufgerissen und Paul sieht den Bauer drohend im Türrahmen stehen. Sofort lässt der Bub den Pferdehals los, nimmt die Mütze vom

Boden auf, die ihm vom Kopf gerutscht ist, und versucht, am Bauer vorbei aus dem Stall zu huschen.

Doch der Mann reisst ihn unsanft an den Haaren zurück. «Wer faulenz, braucht nichts zu essen.» Paul weiss, dass er heute zum Nachtessen erst gar nicht am Tisch erscheinen darf.



Der Bauer lockert seinen Griff und Paul springt zum Spaltstock, nimmt das Beil in beide Hände und beginnt wieder zu arbeiten.

«Ich habs ja immer gewusst, aus dir wird nie etwas Rechtes.» Verächtlich spuckt der Bauer auf den Boden und verschwindet im Kuhstall.

Paul friert, nicht allein des eisigen Windes wegen, der um das Haus herumpeift. Es ist vor allem diese Kühle und Härte, mit der er auf dem Hof gehalten wird.

Schwester Käthi war schon zweimal wieder auf dem Hof. Sie wolle sich nach dem Befinden des Buben erkundigen, erklärt sie der Bäuerin. «Kommt herein», bittet die Bäuerin sie ins Haus. «Ihr müsst hungrig sein nach dieser langen Reise.»

*Als der Fotograf sich anmeldete, wurde Paul vom Bauer in ein schönes Gewand gesteckt und neben die Pferde gestellt. Ländliche Idylle?*

Bald schon sitzt Schwester Käthi in der warmen Küche hinter einer dampfenden Schale heissen Kaffees und die Bäuerin trägt Zöpfe, Käse und Anke (Butter), Honig, Hamme und zum Schluss noch im Fett gebackene Kuchlein auf. Ein Festessen.

## Aussereheliche Kinder

Der ausserehelichen Mutter oder dem ausserehelichen Vater (bei Anerkennung mit Standesfolge) wird die elterliche Gewalt über ihr Kind nur gegeben, «wenn es die Vormundschaftsbehörde als angezeigt erachtet» (Art. 311, Abs. 2). Bietet weder die Mutter noch – bei Anerkennung des Kindes mit Standesfolge – der Vater alle Gewähr, die elterlichen Rechte und Pflichten voll erfüllen zu können, so wird die vor oder bei der Geburt eines jeden ausserehelichen Kindes eingesetzte Beistandschaft in eine Vormundschaft umgewandelt. Wenn aber «die Eltern eines ausserehelichen Kindes einander heiraten, so wird dieses von Gesetzes wegen ehelich» (Art. 258).

Schweizerisches Zivilgesetzbuch 1912

Paul sitzt daneben und staunt. Am Morgen und am Abend ein Stück Brot, zum Mittagessen etwas Rösti, das ist der tägliche Speisezettel des kleinen Paul.

Er sitzt da und schaut zu, wie ein Stück Zopf, dick mit Anke und Honig bestrichen, im Mund von Schwester Käthi verschwindet. Schwester Käthi fragt und die Bäuerin erzählt von den Sorgen des Alltags, von der Mühsal des Bauernlebens. Doch, doch, der Päuli mache sich recht, hört er die Bäuerin sagen, er sei zwar ein bisschen schwächlich und manchmal verstockt, aber man sehe grosszügig darüber hinweg.

Päuli beobachtet Schwester Käthi. Sieht ihr weiches Gesicht, ihre Fältchen um die Augenwinkel. Soll er etwas sagen? Und was? Er sitzt da und hofft, dass Schwester Käthi ihn bitten würde mitzukommen. Wohin, weiss er nicht, nur weit weg von hier.

Ab und zu schaut sie ihn an und schmunzelt. «Schön, dass du einen so guten Platz gefunden hast. Deine Grossmutter lässt dich grüssen. Sie ist, noch älter geworden, froh, wenn sie nicht mehr aus dem Haus muss.» Paul schiessen beim Gedanken an seine Gross-

mutter die Tränen in die Augen.

Rasch wischt er sie mit dem Ärmel weg und bleibt mit regungslosem Gesicht sitzen.

«Wie geht es dir? Gehst du gern zur Schule? Hilfst du auch brav auf dem Hof mit?» Fragen über Fragen prasseln auf Paul nieder. Er senkt seinen Blick, «Ähhh...» stammelt er verlegen, und schweigt. Was sollte er auch sagen. Schwester Käthi würde ihm kaum glauben, nach dem freundlichen Empfang hier auf dem Hof.

Und ob sie ihm helfen würde? Wie denn? Paul schweigt aus Furcht, aus Scham, aus Angst. Neun lange Jahre.

Paul war sechs, als er zum Bauer kam und blieb, bis er sechzehn war. Eine stille Tragödie spielte sich hier ab, die niemand sah, sehen wollte.

Da war keine Person, die ihm nur annähernd Zuflucht gewährte, Geborgenheit oder ein liebes Wort gab. Er war und blieb einsam und stumm und zog sich mehr und mehr zurück. Sein Schweigen und seine Zurückhaltung waren zugleich Schutz vor der täglichen Drangsal durch seine Pflegefamilie.

Nicht so René. Er kam erst mit 14 an seinen Pflegeplatz in einer Bauernfamilie. In einem Alter also, wo die Eigenständigkeit und der persönliche Mut stärker werden. René begann sich, im Gegensatz zu Paul, gegen das Unrecht zur Wehr zu setzen.

## Wisch den Stall noch einmal, er ist nicht sauber

René, Hasle-Rüegsau 1937

René ist noch nicht ganz 14 Jahre alt. Vor einem halben Jahr hat ihn sein Vormund zu einem Bauer in Hasle-Rüegsau gebracht. Es gefällt ihm dort nicht schlecht, er kann es mit der Frau, dem Meister und dem Knecht ganz gut. René arbeitet überall mit, wo er gebraucht wird. Froh, das Kinderheim mit seinen erzieherisch fragwürdigen Strukturen hinter sich zu haben, gewöhnt er sich schnell an die Pflegefamilie und an die tägliche Arbeit auf dem grossen, schönen Hof. Doch lange dauert das Glück nicht. René merkt plötzlich, dass die Leute nicht mehr so freundlich sind wie am Anfang. Die Meisterin ist wortkarg, der Meister putzt ihn grob ab, wenn er etwas fragt. Was nur geht da vor? Ein eigenartiges Gefühl beschleicht ihn.

Der Sonntag war bis jetzt immer ein friedlicher, ruhiger Tag. Auch an diesem Sonntagmorgen scheint alles bestens zu sein. Der Meister ruft ihn und sagt fröhlich: «Schau mal, René, da hast du einen Fünfliber, damit du auch einmal Geld im Sack hast.» René staunt,

er kann es kaum fassen. «Was? Einen ganzen Fünfliber? Danke vielmals.» Er legt das Geldstück auf den Tisch, geht glücklich in seine Kam-

mer und zieht sich für den Kirchgang um. Als er zurückkommt, ist der Fünfliber weg. Er fragt die Meisterin, den Meister, den Knecht und die Magd. Nein, sagen sie, wir haben keine Ahnung. «Aber wir helfen dir suchen», bietet der Meister in einem Ton an, der René plötzlich stutzig macht. Sie suchen und suchen und finden ihn nicht. Das schöne Geldstück bleibt verschwunden. Die Meisterin wundert sich: «Wo nur ist der Fünfliber hingekommen?»

René wird klar, je länger die Suche geht: Den Batzen haben sie ihm schon lange wieder weggenommen. Er ist furchtbar enttäuscht und wütend. Auch über sich selbst, weil er sich nicht traut, ihnen dieses Wissen ins Gesicht zu sagen. Vielleicht war es auch nur ein Versehen, hofft er noch immer, aber er ist misstrauisch geworden. Und von jetzt an auf der Hut.

René steht gern zwischen den Kühen, putzt und striegelt sie und spürt ihre Wärme. Er wischt den Stallgang jeden Tag sauber. Er ist stolz darauf, dass alles immer so sauber ist, wenn er den Stall verlässt. Doch mehr als ein halbes Jahr dauert auch dieses Glück nicht.

## Rechte und Pflichten der Pflegeeltern

Die Pflegeeltern haben ihre Pflegekinder, gleich wie eigene Kinder, ihren Verhältnissen entsprechend zu pflegen und zu erziehen (Art. 275). Entscheidungen, die für die Entwicklung des Kindes von grosser Tragweite sind, dürfen die Pflegeeltern nicht von sich aus treffen. So ist z.B. die Sorge für die berufliche Ausbildung Sache der Eltern (Art. 276) oder des Vormundes, aber nicht der Pflegeeltern. Es ist höchstens ihre sittliche Pflicht, ihren Einfluss aufzubieten, um das Beste für ihr Pflegekind zu erlangen. Die Pflegeeltern haben kein Verfügungsrecht über das Kindesvermögen.

Schweizerisches Zivilgesetzbuch 1912

Die Schikanen nehmen zu. An einem Morgen betrachtet der Meister lange den Stallgang. «Wisch noch einmal, der Gang ist nicht sauber!» René schaut ihn überrascht an. «Wieso nicht? Er ist doch sauber.» «Nein, er ist nicht sauber, er ist dreckig und du hast ihn nicht abgespült.» «Doch, das habe ich, zweimal, wie immer.» Der Stallgang ist blitzsauber. René durchschaut langsam das hinterhältige Spiel. «Putz ihn noch einmal, los, mach schon!», herrscht ihn der Meister an. René gehorcht wütend, dann stellt er den Besen in die Ecke, rollt den Schlauch zusammen und schaut den Meister erwartungsvoll an. «Jetzt ist er sauber, oder?» «Nein, immer noch nicht, was machst du auch?»



René starrt ihn an, nimmt Besen und Schlauch und putzt ihn noch einmal. «Ja, jetzt geht es, warum nicht sofort», sagt der Meister. «Also, ab ins Bett.» René ist erleichtert und frustriert zugleich. Der Vorfall beschäftigt ihn noch die ganze Nacht: Wieso war der Stallgang plötzlich nicht mehr sauber genug? «Ich werde das nie mehr machen!», brüllt er in die Dunkelheit hinaus.

Ein paar Tage herrscht Ruhe, die Arbeit nimmt ihren gewohnten Lauf. Am Sonntagmorgen kommt der Meister in den Stall. «Was hast du denn gestern Abend gemacht? Der Schopf ist nicht sauber geputzt! Los, putz ihn noch einmal.» René starrt den Meister an. Er kann es nicht fassen. «Doch, er ist sauber», sagt er wütend.

«Nein, ist er nicht.» Sie stehen sich gegenüber. Der Meister und der Verdingbub. «Doch,» widerspricht René zitternd. «Ich habe den Schopf aufgeräumt und sauber gewischt. Das mache ich jetzt nicht noch einmal!»

«Doch, du räumst den Schopf auf, und zwar sofort. Sonst knallts, klar?» René regt sich nicht. Er starrt den Meister zum ersten Mal offen an. «Nein, ich mache es nicht. Ich will nicht mehr. Das ist eine Sauerei, was du mit mir machst.»

«Reiz mit nicht, sonst schlag ich zu!», schreit der Meister. René duckt sich, packt ein Seil. Er will sich wehren. Der Bauer traut seinen Augen nicht. «Du verdammter...» Die Meisterin hört den Lärm. Sie eilt auf den Vorplatz: «Aufhören, aufhören!»

Am Abend herrscht gespannte Ruhe. René hat sich beruhigt, den Schopf aber hat er doch noch einmal aufgeräumt, fluchend und hadernd mit seinem Schicksal. Der Meister geht nach dem Melken im Stallgang auf und ab. Noch fällt kein Wort. René ist auf der Hut. Er ist grimmig entschlossen, sich sofort zur Wehr zu setzen, sollte der Meister ihn erneut beschimpfen. Doch dieser schaut René nur finster an und verlässt schweigend den



*Die Meisterin ist wortkarg, der Meister putzt ihn grob ab, wenn er etwas fragt. Was nur geht da vor?*

*«René ist auf der Hut.*

*Er ist grimmig entschlossen, sich sofort zur Wehr zu setzen, sollte der Meister ihn erneut beschimpfen.»*



Stall. Es ist Mittag. Niemand ruft René zum Essen. Er wartet, schaut zum Haus hinüber, doch da regt sich nichts. Er geht bis zur Treppe und hört, wie sie drinnen mit Tellern und Löffeln klappern. René ahnt, was ihn erwartet: Er hat seinen Platz am Tisch für immer verloren.

Rösi, die Magd, bringt ihm das Essen in den Stall. «Da», sagt sie nur, und wirft es wie einem Schwein einfach hin. René weint vor Wut. Er versteht die Welt nicht mehr. Er erzählt es den Kühen, er spricht mit dem Pferd, aber Antworten erhält er keine. Am Sonntag darauf kommt überraschend der Landjäger. Er geht mit dem Meister in die Stube. Sie sprechen miteinander. René hat keine Angst. Er kennt den Landjäger schon lange. Aber er wundert sich doch, als der Meister plötzlich herauskommt und freundlich sagt: «Da hast du einen Franken, geh zur Chilbi in Rüegsau,

du hast heute für einmal frei, auch vom Melken.» René nimmt den Franken und geht. Er ist äusserst misstrauisch, weil er noch nie an einem Sonntag frei gehabt und erst noch einen Franken bekommen hat. Er kann sich nicht vorstellen, warum er ausgerechnet heute zur Chilbi geschickt wird. Nach dem lustigen Fest kommt er spät nach Hause. Die Haustür ist verschlossen. Er steht da, wird wütend, aber er traut sich nicht zu klopfen. Müde geht er in den Stall, schüttet etwas Stroh auf und legt sich nieder. Am Morgen fragt die Meisterin: «Hast du gut geschlafen?» René weiss, jetzt hat er auch die Kammer verloren. Von jetzt an schläft er immer im Stall, im Stroh, bei den Kühen. Beim Garbenbinden auf dem Weizenacker denkt er verzweifelt über seine Situation nach, dann wagt er es Tage später endlich, dem Meister gegenüberzutreten. «Ich arbeite heute nicht, ich will einfach nicht mehr. Ich muss im Stall essen und schlafen. Das will ich nicht mehr.» Der Bauer geht wortlos ins Haus. Er telefoniert mit René's Vormund und klagt über seine Sturheit. Am Nachmittag steht der Vormund schon da. Er mustert René von oben bis unten. «Wenn du nicht arbeitest, versorgen wir dich für immer, verstehst du mich!»

René schaut den kleinen Mann an. Er kämpft mit den Tränen. «Warum muss ich im Stall essen und schlafen?»

«Selber schuld, du bist ein renitenter, frecher Kerl. Der Meister ist nicht zufrieden mit dir und am Tisch bist du unanständig. Es wird Zeit, dass du dich besserst.» Er dreht sich um und geht ins Haus. René schaut ihm düster nach. «Ich will weg hier,» geht es ihm durch den Kopf. Spät in der Nacht packt er weinend seine wenigen Habseligkeiten zusammen und geht. Weit draussen auf dem Feld schaut er zurück. Es sieht alles so friedlich aus, denkt er. Dann eilt er dem Waldrand zu.

Eine ganze andere Form des Verdingens erlebte Sepp im Thurgau. Er war ein so genannt wandernder Verdingbub. Zwar konnte er bei seinen Eltern schlafen, musste aber frühmorgens aus dem Bett und zu einem Bauer zur Arbeit gehen. Praktisch jeden Morgen war er bei einem anderen Bauern bestellt.

Mit diesen Arbeiten verdiente er seine täglichen Mahlzeiten und für die Familie bedeutete dies einen Esser weniger am Tisch.

# Das Wandern ist nicht seine Lust

Sepp, Thurgauer Seerücken 1942

Der kleine Sepp ist schon früh unterwegs. Nebelschwaden ziehen über die Felder, Tau hängt nass in den Bäumen und Wiesen. Die Hände hat er tief in den Hosentaschen vergraben. Er blickt sich nicht um, er weiss, wo er ist und weiss auch, wo er hingeht: Beim Bauern im Oberhof wird er

den ganzen Tag arbeiten und vielleicht auch Ärger haben. Wer weiss das schon zum Voraus!

«So, bist du auch da», begrüsst ihn der Bauer unfreundlich. «Miste den Stall aus. Mach vorwärts.» Sepp ist es gewohnt, dass man ihn nicht mit fröhlichen Worten empfängt. «Ja, gut», sagt er und verschwindet im Stall. Der Knecht, ein älterer Mann, meckert: «Auch schon auf?» Er sitzt auf einem Melkstuhl unter der hintersten Kuh im Stall, melkt zügig; die Milch schäumt weiss im Kessel, den er zwischen den Knien festgeklemmt hält. Sepp hat Hunger. Wie schön wäre es, wenn er von der frischen, warmen Milch ein Beckeli oder eine Tasse voll bekäme. Doch da ist nichts zu erwarten. Mutter hat ihm nur ein Stück Brot und eine grosse Tasse voll hellen Milchkaffees aufgestellt. Mehr hat sie nicht für ihn, denn Sepps zehn Geschwister wollen auch noch was zu essen, bevor sie zur Schule oder zur Arbeit gehen. Er holt die Mistkarre hinter

der Scheune hervor und beginnt mit der Arbeit. Noch ist er nicht fertig mit dem Stallausmisten, da hängt der Knecht den Kühen bereits die Schellen um und lässt sie aus dem Stall. Sepp stellt die Mistgabel an die Wand und geht hinter den Tieren her. Es ist schön, wenn die Kühe in einer langen Reihe zur Weide ziehen. Er schliesst den Zaun hinter ihnen zu und geht zurück in die Scheune. Es ist alles ruhig. Sepp weiss, dass jetzt um diese Zeit alle in der Küche beim Essen sind, und spürt den Hunger doppelt.



*Bereits Sepps Vater wurde als Bub zu Bauern verdingt. Eine Generation später wiederholt sich dieses Schicksal erneut bei den Kindern.*

Er hat sich abgewöhnt, deswegen zu weinen. Er durfte noch nie am frühen Morgen beim Bauern essen. Als er es einmal versuchte, gab sich der Bauer erstaunt: «Was? Du hast noch nichts gegessen? Selber schuld, wenn du Hunger hast. Steh früher auf, dann hast du Zeit für dein Morgenessen.» Damit war das Thema erledigt. Sepp weiss, dass da nichts mehr zu erwarten ist.

Der Tag wird lang und hart. Die Kartoffeln werden Reihe für Reihe mit einem Pflug ausgefahren und dann aufgesammelt. Am Nachmittag geht er mit dem Knecht auf den Runkelacker. Eine leichtere Arbeit, aber wenn man Hunger hat, ist sie schwer. Erst am Abend, nach getaner Arbeit, spricht der Meister mit ihm ein paar Worte. «Heute warst du ein fleissiger

Bub. Du kommst doch morgen wieder, oder?»

Sepp schaut den Bauern ängstlich an. «Nein, morgen nicht. Morgen muss ich zu einem anderen.» Er schweigt und sieht, wie der Bauer wütend wird. «Kein Verlass mehr auf die Jungen heute. – Zu wem gehst du?»

«Auf den Eichhof, Vater hat gesagt...»

«Geht mich nichts an, was dein Vater sagt. Du kannst jetzt Albert noch beim Runkelnabladen helfen und dann ist Feierabend.»

Der Bauer geht ins Haus. Sepp schaut ihm wütend und enttäuscht nach. «Gibts auch etwas zu essen? Ich habe Hunger», ruft er kleinlaut hinterher. Der Bauer dreht sich um. Er schneidet eine Grimasse. «Nur wenn du morgen wieder kommst, kannst du jetzt in die Küche zur Frau. Die gibt dir Brot und Käse und Milch. Wenn nicht...» Er schaut Sepp einen Augenblick spöttisch an. Sepp weiss, dass er keine Wahl hat. Er geht zum Runkelacker. Albert hetzt: «Los, mach schon, ich will fertig werden. Ich will noch in die Wirtschaft zu einem Jass.» Eine halbe Stunde später ist Sepp auf den Heimweg. Ein schwächtiges Bürschchen, müde und verzweifelt. Er weiss, dass Vater jedes Mal wütend wird, wenn er schon wieder hungrig nach Hause kommt. Mutter sitzt einfach da und weint. Und seine Brüder und Schwestern sitzen um den Tisch vor ihren leeren Kaffeekacheln. Ein paar heisse Kartoffeln sind noch da. Sepp greift hungrig zu. Vater schaut Sepp an. «Er hat dir wieder nichts gegeben, stimmts?»

## Phänomen des 19. Jahrhunderts

Die Verdingkinder-Problematik wird landläufig gerne als Phänomen des 19. Jahrhunderts abgetan. Das ist falsch. Es hat diese Kinder auch im 20. Jahrhundert gegeben. Mal versteckter, mal offensichtlicher, aber immer in grosser Zahl.

## Zum Schutz des Pflegekindes

Der Schutz des Pflegekindes ist eines der brennendsten Probleme der modernen Jugendhilfe und deshalb das Interesse nicht nur der Frauen, sondern vor allem auch der Behörden. Es erschreckt die Tatsache, dass nach allgemeiner Erfahrung etwa ein Zehntel dieser Kostkinder einer guten körperlichen und seelischen Pflege entbehren muss. Ganz besonders muss uns die Tatsache zu denken geben, dass Hunderte von Kindern ihren Pflegeort oft jährlich mehrmals wechseln müssen. Und da wundern wir uns, dass diese Kinder kein Heimatgefühl und keinen Familiensinn mehr haben?

Bischofszell 1929, Aussage von Dr. Briner, Vorsteher des kantonalen Jugendamtes Zürich

«Nein, nur am Mittag, da gab es eine Gemüsesuppe und ein Stück Brot.»

«Und Lohn?» Sepp lächelt traurig. «Nein, Lohn habe ich keinen bekommen. Du weisst doch, dass ich nie einen Rappen bekomme.» Sepp bricht in Tränen aus.

Vater schaut ihn an. «Ja, das ist unser Leben, seit ich vor Jahren selber als Verdingbub ins Dorf gekommen bin. Dann habe ich eure Mutter getroffen und bin hiergeblieben. Es ist halt so, wenn man arm ist, hat man fast keine Chance.»

Mutter nimmt Sepp in den Arm. «Hör auf, weine nicht, Seppli, es nützt doch nichts, du kannst ja nichts dafür, dass die Leute so schlecht sind.»

Der nächste Tag auf dem Eichhof gleicht in jeder Beziehung dem Tag zuvor.

Sepp hilft dem Bauern beim Misten. Er hat noch Mühe mit der grossen Gabel, aber es geht ganz ordentlich. Der Bauer treibt ihn manchmal mit ein paar harten Worten an.

«Mach ein bisschen schneller, wir können nicht den ganzen Tag am gleichen Haufen

herumzetteln.» Später am Nachmittag sagt er plötzlich: «Morgen musst du nicht kommen. Du rentierst nicht. Zeit ist nämlich auch bei uns Geld, nicht nur bei euch armen Leuten.» Sepp versteht nicht, was der Meister meint. Er schaut ihn stumm an. «Morgen gehst du zum Weidhof, ich habe dich dort angemeldet. Du kannst den Hühnerstall ausmisten. Das ist weniger mühsam als den Kühen ausmisten.» Sie gehen zum Hof zurück. Die Meisterin steht auf der Haustreppe. «Isst er heute bei uns?» «Ja, heute kann er.»

Die Herbstferien sind vorbei. Das Leben wird für Sepp zwar etwas einfacher, aber nicht weniger mühevoll. Vor und nach der Schule wandert er jeden Tag zu einem anderen Hof, wo er schon erwartet wird. Die Tage werden kürzer. Sepp ist immer am frühen Morgen unterwegs, um vor der Schule bei einem Bauern noch den Stall auszumisten, Vieh zu füttern und es zu putzen. Nach dem Morgenessen gehts in die Schule. Er hat

einen nachsichtigen Lehrer, der es nicht übelnimmt, wenn Sepp während dem Unterricht einnickt. «Sepp, nicht schlafen!», mahnt er den Buben.

Der Sommer ist die intensivste Zeit des Jahres.

Tagelang geht er in der Frühe mit Vater zum Heumähen. Vater schwingt die Sense und Sepp zettelt das tauschwere Gras. Sie reden nicht viel. Sepp gibt sein Bestes. Einmal ver-



*Sepp beim Arbeiten auf einem fremden Hof  
Praktisch täglich wechselte er Hof und Meisterleute.*

sucht Sepp etwas Lohn zu bekommen. Doch der Bauer lacht ihn nur aus. Er sei noch zu klein für Lohn. Lohn bekämen nur die Grossen. Die Grossen, so etwas Blödes. Seit Jahren nun geht Sepp von Hof zu Hof als so genannter wandernder Verdingbub. Arbeitsplätze hatte er viele, aber bisher nie einen Rappen Lohn. Hin und wieder gab es einen Chilbibatzen. Aber das war auch schon alles.

Sepp und sein Überleben als wandernder Verdingbub ist kein Einzelschicksal. Sepp weiss von vielen Kindern, die in jenen Jahren ähnlich auf der Stör waren und ihr Essen auf diese Weise verdienen mussten.

Es ist eine besondere Form des Verdingens. Eine versteckte Form, die in der Regel in offiziellen Akten und behördlichen Dokumenten kaum bis nie in Erscheinung tritt.

Nicht in Erscheinung tritt oftmals auch der skrupellose Umgang der Meisterleute mit

den ihnen anvertrauten Kindern. Zwar wurde Marianne auf Druck der Behörde aus ihrer armen, kinderreichen Familie herausgenommen und an ihren Pflegeplatz gebracht. Was sich aber auf dem abseitsgelegenen Gehöft abspielte, welcher Drangsal das Kind ausgesetzt war, blieb nach aussen hin verborgen.

Marianne wurde als erledigter Fall in den Akten abgehakt. Ein besonders dramatisches Beispiel. Eines, das die Grenzen des Fassbaren sprengt.

Beklemmenderweise kommt hinzu, dass Marianne in die Nachkriegszeit hinein geboren wurde, in eine Zeit des gesellschaftlichen Wandels. Die Armut der Kriegsjahre wurde langsam hinter sich gelassen. Man fühlte sich plötzlich freier, die Grenzen wurden weiter gesetzt, der Mensch stand vermehrt im Hintergrund, die moderne Familie und soziale Strukturen wurden propagiert. Eine Zeit der Aufklärung und des allgemeinen Aufbruchs... Nicht so im Berner Hinterland, in einem weit abgelegenen Gehöft schien die Zeit im Mittelalter still gestanden zu sein.

## Wie der faule «Totsch» mit der Weidenrute «erzogen» wurde

Marianne, Bernbiet 1952

Marianne (7) liegt im Keller. Sie friert. Es ist stockdunkel. Der Keller hat keine Fenster. Das Kind sieht nicht einmal die Hand vor seinen Augen. Der einzige Lichtschalter zu diesem Verliess befindet sich oben in der Küche, auf der anderen Seite der Falltüre. Doch da kommt Marianne nicht hin. Der Bauer hat die Falltüre zugesperrt.

Marianne hat Angst. Sie versucht sich auf dem Berg von Kartoffeln bequem hinzulegen. Es gelingt nicht. Kaum dreht sie sich, rollen ein paar Kartoffeln unter ihr weg und sie kommt ins Rutschen. Die Dunkelheit macht ihr Angst. Weshalb hat der neue Mann der Bäuerin sie so grob in den Keller geworfen? Wie konnte er nur?



Seit er im Haus ist, lebt sie in ständiger Angst. Und diese Angst bewirkt, dass sie nachts ins Bett macht. Wehe, der Pflegevater bemerkt bei seinem nächtlichen Rundgang in ihrem Zimmer die nassen Stellen auf dem Leintuch.

Am Morgen weckt er sie immer brutal. Reisst die Decke vom Bett, zieht ihr das Nachthemd hoch und schon liegt seine Hand zwischen ihren Beinen.

Ich muss wach sein, wenn er kommt, bereits angezogen, damit er mich nicht immer anfassen kann, bläut sie sich Abend für Abend ein. Manchmal gelingt es ihr, meistens aber wird sie erst wach, wenn der Bauer im Zimmer steht.

Ihre Angst steigert sich, sie versucht den Griffen auszuweichen, sich zu wehren, ihn zu schlagen, zu beissen und zu kratzen. Den Bauer kümmert das wenig. Morgen für Morgen die gleiche erniedrigende Qual.



Letzthin hat die Bäuerin Marianne mit dem Daumen im Mund erwischt. Ihre halbwüchsigen Söhne haben dem Kind daraufhin mit grosser Freude einen Kalbernuggi mit Pfeffer bestrichen und dem schlafenden Kind in den Mund geschoben. Natürlich ist Marianne erwacht, der Pfeffer hat im Mund gebrannt und sie hat sich geschworen, nie mehr in der Nacht zu «nuggeln». Doch schon in der nächsten Nacht wurde sie wieder dabei erwischt. Da machte der Bauer kurzen Prozess, band Marianne die Hände auf dem Rücken zusammen und hiess sie so ins Bett zu gehen. Marianne konnte schwer einschlafen. Sie lag unbequem und hatte Schmerzen in den Armen. Die Bauernfamilie kümmerte das wenig. Marianne schlief Nacht für Nacht in derselben Stellung. Musste sie auf die Toilette, wurde es schwierig. Sie konnte wegen der zusammengebundenen Hände den Türgriff nicht erreichen und biselte in eine Geranien-Blumenkiste. In dieser Nacht wurde sie dabei ertappt und vom Bauer in den Keller gesperrt.

*Marianne hatte Angst vor der Bäuerin, dem «Müeti». Sie fürchtet sich vor ihrer Unberechenbarkeit.*

Jetzt liegt sie im Keller, friert und weint. Weshalb hilft mir denn keiner? Wie hat sich doch alles verändert, seit dieser Mann im Haus ist? Traurig denkt Marianne an Ätti zurück, an jenen Bauer, der zuvor auf diesem Hof wirkte. Er war freundlich, strich ihr manchmal mit seiner schwieligen



*Morgenessen ist vorbei,  
Marianne will den  
Schulranzen nehmen und  
zur Schule gehen. Sie ist  
schon an der Tür, da ruft  
die Bäuerin sie zurück...*

Hand über das Haar. Dann wurde er zusehends schwächer, bis ihn sein Lungenleiden ganz ans Bett fesselte und er schliesslich starb.

Insgeheim hoffte sie, wieder nach Hause gehen zu können. Nach Hause? Wo ist das? Sie versucht sich ihre Eltern vorzustellen. Es gelingt ihr nicht. Zu lange ist sie weg von daheim; sie kann sich auch an keines ihrer Geschwister erinnern – als habe sich Watte über ihre Erinnerungen gelegt...

Marianne zieht die Beine an. Sie friert schrecklich in diesem dünnen Nachtkleid. Das Anziehen der Beine aber macht, dass der Kartoffelberg nun endgültig ins Rollen kommt und Marianne unsanft auf dem kalten, erdigen Kellerboden landet. Marianne steht auf und weint bitterlich. Wenn doch die Nacht nur schon vorbei wäre.

Das Dunkel ist so unheimlich. Der Ruf des Käuzchens aus dem nahen Wald jagt ihr jedes Mal einen Schauer über den Rücken.

Am Morgen wird das siebenjährige Kind, durchfroren und erschöpft, barsch vom Bauer aus dem Keller gerufen. «Beweg dich, Totsch,» herrscht er sie an. «Zeit, zu arbeiten».

Das Essen am gemeinsamen Familientisch ist für Marianne tägliche Tortur. Wie viele Holzkellen die Bäuerin bereits auf ihren Händen kaputtgeschlagen hat, vermag niemand zu zählen. Sitzt sie nicht gerade, gibt es einen Stoss, bedient sie sich nicht selber, bekommt sie nichts zu essen. Greift sie zu häufig zu oder langt sie nach den falschen Stücken, saust die Holzkelle auf ihre Finger. Nimmt sie ihr Essbesteck falsch in die Hand, ebenfalls. Doch vor allem ist es Marianne untersagt, am Tisch zu reden. Kaum entschlüpft ihr ein Wort, klatscht die Holzkelle erneut auf ihre Hand. Jeden Tag, bei jeder Mahlzeit. Marianne wagt je nach Stimmung innerhalb der Familie kaum mehr zu atmen.

Meistens aber sieht Mariannes «Menüplan» anders, nämlich sehr viel bescheidener aus. Ein paar heisse Kartoffeln, etwas trockenes Brot, müssen genügen. Marianne kann nie wirklich satt vomTisch gehen. Nicht selten ist sie mit ihrer mageren Portion bereits fertig, wenn die anderen mit Essen beginnen. Dann blicken die grossen Augen des kleinen Mädchens auf die Teller der andern. Sie schaut zu, wie Rösti, Braten, Gemüse, Käse weniger werden. Bekommen tut sie davon nichts, äusser es ist Besuch da.

Doch die stetigen Blicke des kleinen Mädchens, die Tag für Tag sehnsüchtig all die Herrlichkeiten in sich aufsaugen, sind für die Familie nicht angenehm. Irgendwann nämlich steht auf dem langen Tisch ein Karton, der Marianne die Sicht zur übrigen Familie nimmt.

Und noch eine Schikane wird nach dem Einzug des neuen Bauern auf dem Hof ins Essritual eingebaut. Wenn Marianne nicht in der Schule ist, dann wird sie zum Arbeiten auf dem Feld, im Stall und im Haus angehalten. So ist das Mädchen beim Abendessen nicht selten so müde, dass ihm die Augen zufallen und es nach hinten kippt und einschläft. Nun hat

der Bauer Nägel in die Rückwand der Bank eingeschlagen, damit der faule «Totsch» nicht mehr auf den Gedanken kommt, beim Essen zu schlafen.

Doch vor allem fürchtet sich Marianne vor der Bäuerin, die sie Müeti nennt. Sie fürchtet sich vor ihrer Unberechenbarkeit, ihrer Giftigkeit. Beim kleinsten Missgeschick erfolgt der Griff zum Lederriemen oder zur Weidenrute. Für praktisch alle Arbeiten gibt die Bäuerin ihr die Zeitlimate vor. Drei Minuten, um den Korb mit Holz gefüllt vom Schopf in die Küche zu tragen, zehn Minuten, um die Treppe zu schrubben, fünfzehn Minuten, um den Hühnerstall auszumisten, zwanzig Minuten, um das Schweinefutter zu richten.

Auch das Aufsuchen der Toilette unterliegt strengen Vorschriften. Wenn Müeti nicht will, darf Margrit während Stunden nicht auf die Toilette.

Das Morgenessen ist vorbei, Marianne will den Schulranzen fassen und zur Schule eilen. Die Hühner sind gefüttert, die Schweine auch, der Küchenboden gefegt und das Brennholz liegt neben dem Ofen in der Küche. Marianne hat ihre Pflichten erfüllt. Sie ist bereits unter der Tür, da ruft

sie die Bäuerin zurück. «Marsch, die Treppe fegen. Zehn Minuten hast du Zeit.» Marianne weiss, dass jeder Widerstand zwecklos ist, sie holt Eimer und Bürste und macht sich an die Arbeit. Zehn Minuten. Marianne weiss nicht, wie lange zehn Minuten sind, sie weiss nur, dass sie arbeiten muss wie der Teufel. Rasch und sorgfältig.

Trotzdem wird sie mit grosser Regelmässigkeit bestraft.

Auch an diesem Morgen. Schon steht Müeti im Türrahmen und herrscht sie an: Schlafen kannst du in der Schule. Wart nur, ich werde dir deine Nachlässigkeit schon noch austreiben.

Sie zieht das Mädchen in die Küche und heisst es wie so oft auf ein Holzschien knien, direkt auf die spitze Holzkante. Marianne

## Das Strafen

Nichts ist leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiss, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht, weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, sondern sie von vornherein der Bosheit und Börsartigkeit zuschreibt, weil selten ein erwachsener Mensch aus Liebe straft, um zu bessern, sondern im Zorn, um Rache zu nehmen für den gehabten Verdross.

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel

muss mit geradem Rücken auf dem Holzstück knien bleiben, die Hände wie gewohnt hinter dem Rücken. Der Schmerz treibt dem Kind die Tränen in die Augen. Sie möchte schreien, sie möchte ihre Haltung korrigieren, damit die spitze Kante sich nicht unmittelbar in ihr Knie bohrt.

Die Bäuerin steht am Herd und beobachtet Marianne unentwegt aus dem Augenwinkel. Sobald Marianne ihre Haltung nur um Millimeter verändert oder versucht, leicht in die Hocke zu gehen und so etwas Gewicht vom Knie zu nehmen, saust die Weidenrute über ihren Rücken. Sehr oft tritt Müeti sie dann ins Gesäss oder, was noch sehr viel mehr schmerzt, in die Nieren.

An diesem Morgen darf Marianne bereits nach 15 Minuten aufstehen. Heute hat sie «Glück», die Schule ruft. Doch Marianne musste oft schon über eine Stunde in dieser Stellung ausharren.

Als sie einmal mit den Knien vom Holzscheid wegrutschte packt die Pflegemutter das Kind, kniet sich auf den kleinen Körper und versohlt das Mädchen mit dem Lederriemen.

Immer wieder fällt Marianne auf, dass die Pflegemutter bei solchen Strafaktionen mit abwesenden, ja fast glasigen Augen zuschlägt. Sie schlägt hart und ohne Unterbruch, so lange, bis sie äusser Atem ist. Wehrt sich Marianne zu heftig, dann sind die beiden Söhne rasch zur Stelle und drücken Marianne mit eisernem Griff zu Boden.

Sehr oft wird Marianne für solche Bestrafungsmassnahmen nackt ausgezogen. Als Schlaginstrument benutzt die Frau abwechslungsweise einen Lederriemen (Hosengurt mit Schnalle), einen Haselstock oder eine Weidenrute. Die Weidenrute ist das schlimmste Folterinstrument, weil dann mit der Zeit die Haut zu platzen beginnt und die Schmerzen unerträglich werden. Auch dauert es immer sehr viel länger, bis die von der Weidenrute verursachten Schmerzen, abklingen.

## Gotthelf und die Verdingkinder

Immer wieder stiess ich in meinen Recherchen auf den Namen Jeremias Gotthelf und merkte, dass er wohl einer der ersten Schweizer Schriftsteller überhaupt war, der das Thema Verdingkinder ernsthaft beschrieb. Vor allem aber erkannte ich, dass er das Schicksal verdingter Kinder gar nicht so sehr ins Negative überzeichnete, sondern sehr realitätsbezogen blieb.

Den meisten der einstigen Verdingkinder gemeinsam war die harte Arbeit, der fehlende Familienanschluss und der Verlust des Spielkönnens.

Die Armut kam gerade bei diesen Kindern besonders tragisch zum Ausdruck und machte ihr Leben fast unerträglich: Schlafen auf einem Strohsack, oft draussen in der Scheune und damit abseits der Familie. Auch das Austragen alter Kleider, oft nur noch Lumpen, war für sie entwürdigend und beschämend.

Die Kinder spürten, dass sie in der gesellschaftlichen Rangordnung zuunterst standen, aber sie verstanden nicht, warum.

Vor allem aber schien die Zeit für die Kinder stillzustehen. Endlos strichen die Wochen dahin, unermüdlich mühten sie sich ab und duldeten. Allein und einsam fühlten sie sich auf diesem Weg. Sie befanden sich wie in einem dunklen, langen Korridor, ohne rettende Seitentüren und vor allem ohne Ziel. Es war ein Weg voller Zweifel und Angst.

Sie hofften, dass der Austritt aus der Schule das Ende dieses Lebens bedeuten würde. Doch diese Zeitspanne war für die Kinder nicht fass- und daher kaum absehbar.

Während dieser Zeit gab es für das eine oder andere Kind Momente, in denen es kaum mehr weiter wusste, in der es glaubte, zerbrechen zu müssen.

Momente, die vielleicht sein späteres Leben nachhaltig prägten.

# Bodensatz in den Augen der andern

Alfred, Aathal, 1952

Alfred ist elf Jahre alt und lebt zusammen mit 40 weiteren Buben in der Pestalozzistiftung, einem Erziehungsheim im Zürcher Oberland. War-



um er hier ist, weiss er nicht. Ausgefressen hat er nichts. Doch, eigentlich weiss er es: Er hat keine Eltern. Wo sie sind und wer sie sind, ob sie überhaupt noch leben, das allerdings weiss Alfred nicht. Niemand redet mit ihm darüber. Ob die Grosseltern Knabenhans doch etwas mit ihm zu tun haben? Jene alten Leute, die ihn während der Kindergartenzeit in Zü-

*Alfred, ganz rechts im Bild, war immer anders und weniger Wert als die anderen Kinder, weil er keine Eltern hatte.*

rich bei sich aufnehmen? Er erinnert sich an die Tochter Knabenhans, jene jüngere Frau, die ihn immer wieder zu sich nahm, manchmal auf einen Spaziergang, manchmal auf einen Ausflug, und immer davon redete: «Bald wohnst du ganz bei uns.» Doch dann wurde Alfred von einem Tag auf den anderen von den alten Leuten weggeholt und wieder in ein Kinderheim nahe Winterthur gesteckt. Alfred erinnert sich an die

unbeschwerte Kindheit dort, an das Baden in der nahen Eulach, an die Liebe und Fürsorge seiner Heimehler. Vor dem Heimvater hatte er zwar grossen Respekt – er war streng – Müeti aber, die Heimmutter, schloss er tief in sein kleines Bubenherz.

Dann verunfallte der Heimvater tödlich auf einer Bergtour. Die Zahl der Kinder im Heim wurde stark reduziert, damit Müeti das Heim allein weiterführen konnte. Alfred musste gehen und kam in die Pestalozzistiftung.

Jetzt ist er da und leidet; er spürt, dass er, Alfred, in den Augen der anderen der Bodensatz ist. Rasch hat man ihm beigebracht, dass es zwischen ihm und den anderen Kindern einen eklatanten Unterschied gibt: Sie haben

Eltern, er keine. Und es tröstet ihn wenig, dass es im Heim noch zwei weitere Buben gibt, die das Schicksal, «Waise» zu sein, mit ihm teilen.

Alfred ist ein Nichts. Er bekommt keine Besuche, keine Geschenke. Ihm fehlt es an allem. Kleider bekommt er nur bereits getragene und die sind oft in so schlechtem Zustand, dass kein anderes Kind freiwillig hineinschlüpfen würde. Und weil für ihn kein Geld bezahlt wird, muss er arbeiten. Auf dem Feld und im Stall – jede freie Minute. Würden alle Kinder gleichermassen eingespannt, liesse sich manches einfacher ertragen. So aber spürt Alfred Tag für Tag, wie wenig er wert ist. Er leidet wegen seiner Eltern, obwohl oder gerade weil er sie nicht kennt.

In den Ferien reisen seine Kameraden freudestrahlend heim – er muss bleiben und arbeiten. Die Geburtstage der anderen werden mit Päckli und Glückwünschen gefeiert – Alfred kennt nicht einmal sein Geburtsdatum!

## Namenloses Ding

Nur eines ärgerte mich, dass man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern dass ich nur der Bub hiess. Später erst merkte ich, dass ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heissen, das heisst, um ein Mensch zu werden, der niemandem mehr auf der ganzen Welt angehört als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird.

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel





*Lange glaubte Alfred (Mitte vorn), dass das alte Paar seine Grosseltern seien, bis ihm von behördlicher Seite der Kontakt unterbunden wurde. Von da an fühlte er sich allein gelassen.*

Arbeiten bis zum Umfallen, schmerzhaftes Taten in der Schule – Alfred nimmt sein Schicksal hin. Er weiss, dass er ein Nichts ist, das sich ruhig zu verhalten hat.

Jetzt aber steht er in der langen Reihe vor dem Heimleiterbüro und wartet. Er zappelt vor Freude und Aufregung. Im nahen Wetzikon wird der Film «Hochzeitsweltreise der jungen Königin Elisabeth von England» gezeigt. Ein besonderes Ereignis für die Buben des Heims, für Alfred ganz besonders. Sein strenger und monotoner Alltag, der nur durch die

Schule unterbrochen wird (am Sonntag nicht einmal dadurch), soll nun einen ganz speziellen Höhepunkt erfahren.

Vor drei Wochen wurde dieses Grossereignis durch den Heimleiter angekündigt. Seither ist Alfred Feuer und Flamme und arbeitet wie ein Besessener.

Diesen Film will er sich nicht entgehen lassen und er weiss, dass ihm pro Stunde Arbeit rund 3 Rappen gutgeschrieben werden. Zwar hat er von diesem Geld noch nie etwas gesehen, doch als heute während dem Mittagessen der Heimleiter den Buben sagte: Wer noch Geld zugut hat, soll sich nach dem Essen vor dem Heimleiterbüro melden, wusste Alfred, dass jetzt seine Stunde gekommen ist.

Drei Franken kostet der Eintritt. Was für ein stolzer Preis. Alfred lacht und kann kaum ruhig stehen. Weshalb dauert es so lange, bis der

Heimleiter jedem Buben diese drei Franken ausgehändigt hat? Endlich ist er an der Reihe. Erwartungsvoll steht er vor dem grossen Mann und will schon seine Hand zum Empfang der Batzen ausstrecken, da sieht er dessen abschätzigen Blick. Sofort weiss er: Das war falsch! Es war ein Fehler, dass er sich in die

Reihe zu den anderen Buben gestellt hatte. Er hatte für einen Moment vergessen, dass er ein Nichts ist. Und schon tönt es aus dem Mund des Verwalters: «Was willst du hier? Was glaubst du denn! Du bekommst keinen Rappen. Deinen Stundenlohn setzen wir für deine Verköstigung ein.»

Alfred dreht sich um und geht. Mit weichen Knien und diesem schrecklichen Würgen im Hals verlässt er das Haus. Ganz weit im Hintergrund hört er die anderen Buben lachen.

Seine Augen suchen nach einem Halt, doch da ist nichts, er stolpert, fängt sich im letzten Moment wieder auf: Was willst du hier! Was willst du hier! ... pausenlos hämmert dieser Satz auf ihn ein. Was will ich hier? Ihm ist schlecht. Der Magen rebelliert und er hat nur noch einen Wunsch: Nichts wie weg. Weg von hier. Aber wohin? Er hat niemanden. Er kennt niemanden. Haab. In seinem

ganzen Leben ist ihm noch nie jemand begegnet, der so heisst wie er. Wo ist seine Familie? Wer ist seine Familie?

## Das Armengesetz

Die Unterstützung an Arme soll in der Weise geleistet werden, dass Kinder eine die Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte fördernde, sittlich gute und religiöse Erziehung in Haus, Schule und Kirche erhalten.

Gesetz betreffend das Armenwesen, zum Beispiel im Thurgau, April 1861

Er steht an der Ecke des Stalls und sieht, wie die anderen Buben aus dem Haus stürmen. Immer wieder fliegt die Haustüre auf und es kommen noch mehr heraus. Er sieht Fritz, Erich, Thomas, Walter, Hanspeter, Jürg, Werner, Ernst ... einer nach dem andern: Sie nehmen die Abkürzung über die Wiese, hinüber nach Wetzikon, jeder mit einem Batzen in der Hand.

«Fred, was ist los?» Plötzlich steht der Lehrer vor Alfred.

Alfred schweigt. Er kann nicht reden. Was soll er auch sagen.

Es hat doch keinen Wert. Er hat längst begriffen.

Da sieht er aus dem Augenwinkel, wie der Lehrer sein Portemonnaie aus der Hosentasche holt und ein Geldstück herausklaubt. Er drückt es Alfred in die Hand. Tränen schiessen in die Augen des kleinen Buben, und schon setzen sich seine Beine wie von selbst in Bewegung. Von den andern ist nichts mehr zu sehen, aber er kennt den Weg auch allein. Er springt, er lacht, er weint und schreit, alles gleichzeitig in seiner unbändigen Freude. Zum ersten Mal hat er ein bisschen Wärme erfahren.

Alfred vergass dieses Erlebnis nie mehr: Diese stille Dankbarkeit seinem Lehrer gegenüber, aber auch die harschen Worte im Korridor. Von diesem Tag an wusste er ganz genau, wo sein Platz war, und er leistete sich nie mehr einen solchen «Fehltritt». Zu seinem eigenen Schutz.

Ueli war nun schon vier Jahre beim Bauern verdingt. Ein dumpfes, einsames Leben. Dann hatte er folgende Begegnung:

## «Ein Strick tut es ja auch»

Ueli, Thun, 1939

Am Vormittag in die Sonntagsschule im Nachbardorf, am Nachmittag in das anderthalb Stunden entfernte Vereinshaus des evangelischen Brüdervereins: Ueli kommt auch am Sonntag nie zur Ruhe. Und kaum ist der Unterricht vorbei, heisst es: «Mach, dass du heim in den Stall kommst.

## Misshandlung und Vernachlässigung

Der Entwurf zum Schweizerischen Strafgesetzbuch vom 23. Juli 1918 enthält einige für den Schutz des Pflegekindes bedeutende Bestimmungen. Art. 118 umfasst bei den Vergehen der Misshandlung und Vernachlässigung eines Kindes alle Personen, denen die Pflege und Obhut eines Kindes obliegen, also auch die Pflegeeltern. Er macht keinen Unterschied zwischen körperlicher und seelischer Misshandlung.

So marschiert Ueli die vielen Kilometer auf den einsamen Hof zurück, der oberhalb des Dorfes liegt und den alle nur «Hütte» nennen. Und Ueli ist der «Hüttenverdingbub». Kein Lachen ist dort oben auf dem alten Hof zu hören, kein freundliches Wort. Die dauernde Stille und Einsamkeit machen dem Buben am meisten zu schaffen. Die alten Bauersleute und ihr bereits erwachsener Sohn, der ihn damals mit dem Bernerwägeli so unvermittelt von daheim fortgeholt hat, leben ein wortkarges Leben. Den kleinen Ueli, ihren Verdingbuben, den sie draussen im Gaden, zuhinterst in einem dunklen Schlupf, einquartiert haben, lassen sie nicht einmal an diesem Schweigen teilhaben. Er gehört einfach nicht dazu. Er muss arbeiten und den Mund halten.

Ueli fühlt sich schrecklich einsam und sieht keine Möglichkeit, diese Stille zu durchbrechen. Er hat Zeit nachzudenken und sich Fragen zu stellen nach dem Warum.

Diese Gedanken werden weniger drängend, wenn Ueli Schule hat. Doch selbst dort ist er allein, weil der Hüttenbub von den anderen Kindern kaum je zum Spielen eingeladen wird. Auf einen Anlass im Jahr allerdings freut er sich jeweils sehr: Auf das jährliche Sonntagsschultreffen der Sekte. Dann ist er einen ganzen Tag lang mit anderen Kindern zusammen. Mit Kindern, die es allerdings besser haben als er.

An einem dieser Treffen lernt Ueli Sämi kennen. Während der Mittagspause setzen sich die beiden Buben hinter das Vereinshaus und klagen einander ihr Leid. Sämi ist wie Ueli ein Verdingbub. Die beiden Buben hören einander zu, froh, dass da erstmals in ihrem Leben einer ist, der versteht. Und obwohl sie sich eben erst kennen gelernt haben, ist ihnen sofort klar, sie sind Freunde fürs Leben.

Ueli erzählt von der Stille in seinem Heim, von der Abgeschiedenheit auf rund tausend Meter über Meer. Kein Radio, keine Zeitung, nichts, was ihm den Alltag mitten in der strengen Arbeit hätte auflockern können. Das schicke sich nicht für gläu-

bige Leute, heisse es dann jeweils, erzählt er Sämi, und damit sei das Thema erledigt. Diese Stille ist Ueli oft unheimlich. Und wenn die Tochter mit ihren beiden Kindern zu Besuch kommt, wird Ueli mit einem leeren Kartoffelsack in den Wald geschickt, um Tannennadeln zu sammeln, die er nachher auf die Gartenwege streuen muss. Hört er das Feierabendhorn von der Fabrik, weiss er, nun ist es sechs Uhr – heim in den Stall.



Die Kinder der Tochter sind dann mit ihrer Mutter schon lange fort. Auch Sämi beginnt zu erzählen und zu klagen. Schon so oft habe er sich überlegt, wozu er überhaupt geboren sei. Immer wieder habe er sich vorgestellt, sich kaputt zu machen, nur um diesem Schicksal zu entgehen. Ueli schaut ihn mitleidig an und meint treuherzig: «Dazu fehlt dir ja das Gewehr.»

*Einsamkeit und Stille,  
Härte und Leid begleiteten Ueli durch seine Zeit als Verdingbub. Die Tiere waren sein einziger Trost.*

## Arbeitskräfte für die Landwirtschaft

Um 1900 sah sich die Schweizer Landwirtschaft mit einem zunehmenden Arbeitskräftemangel konfrontiert.

1912 wandte sich das Bauernsekretariat deshalb an die Leiter von Anstalten und Heimen mit dem Wunsch, die Zöglinge nach Möglichkeit in der Landwirtschaft zu platzieren beziehungsweise bei der Berufswahl in Richtung Landwirtschaft zu animieren. Argumentiert wurde nicht nur mit dem Mangel an Arbeitskräften, sondern vor allem mit der Freiheit und gesunden Luft, welche die Kinder und Jugendlichen in der Landwirtschaft geniessen würden.

Die beiden schauen sich traurig in die Augen, dann sagt Sämi leise: «Ein Strick tut es auch.» Mit Tränen in den Augen beginnt er zu erzählen. Was ihn jeden Tag aufs Neue trifft, ist die Sache mit seinem Namen. Der Meister hat einen Hund und der heisst auch Sämi. Und weil der Meister nicht beide mit dem selben Namen rufen will, nennt er den Hund weiterhin Sämi, den Buben aber nur noch Sämu. Das tut weh. Jeden Tag, mit jedem Ruf muss der Bub fühlen, wie wenig wert er ist – weniger als der Hofhund.

Die beiden Buben sitzen ganz nah beieinander, weinen und trösten sich, und sie versprechen sich, in Zukunft niemandem mehr auf Fragen zu antworten. Ein geheimes Bündnis, das Kraft gibt, und ein wortloses Zeichen ihrer Verzweiflung.

Die tränenreiche Begegnung der Buben wird unverhofft beendet, weil ein Prediger die beiden entdeckt und wieder zu den andern holt. Zuvor will er wissen, wie sie denn hiessen und was sie hier täten. Die Buben schweigen.

Das Fest geht zu Ende und die Kinder stieben auseinander.

Auch Ueli und Sämi müssen Abschied nehmen und versprechen sich ewige Freundschaft.

Ueli hat Sämi nie mehr gesehen. Einige Zeit später erfährt er von einem anderen Buben, dass der Sämi, der Löu, sich auf der Heubühne aufgehängt hat. So einer ist wirklich ein Löu, wiederholte der Bub. Ueli ist, als habe ein Messer sein Herz durchbohrt. Im ersten Moment lässt er sich wenig anmerken, aber dann sagt er zu dieser abfälligen Äusserung: «Schade, kannst du den Buben nicht mehr fragen, warum er so gehandelt hat. Du würdest dann vielleicht anders über ihn reden.»

Ueli trifft diese Nachricht so sehr, dass er nicht einmal mehr weinen kann, so verletzt, so unendlich traurig ist er.

Sämi ist weg. Er ist nicht mehr da. Ich werde ihn nie mehr sehen. Andererseits tröstet sich Ueli mit dem Gedanken: Sämi hat es jetzt gut. Jetzt

wird er nicht mehr geplagt und muss keine Schmerzen mehr erleiden. Trotzdem hätte er am liebsten Rache genommen. Noch härter und grausamer wurde Ueli von da an sein eigenes Schicksal bewusst. Es erschien ihm unerträglich. Und auch bei ihm begann langsam der Gedanke an Flucht Gestalt anzunehmen.

## «Kinder, wir gehen zu den Engeln...»

Alois, St. Gallen, 1929

Der kleine Alois (3) freut sich, wenn Papa am Abend fröhlich nach Hause kommt. Der Vater steht in der Küche und erzählt Mama, er sei beim Pfarrer gewesen. «Dass du's nur weisst, der Pfarrer hat mir Recht gegeben, da staunst du wahrscheinlich. Aber es ist so.» Er setzt sich an den Tisch. Alois holt seine Geschwister in der Stube, sie spielen mit kleinen Holztieren. «Kommt, es gibt Abendessen.» In der Küche wird Papa unterdessen immer lauter, er flucht, dann lacht er plötzlich und dann wird es still. Mama schreit leise, so als ob Papa ihr die Hand über den Mund halten würde. Jetzt ist es ganz still.

Mama bringt Alois und seine drei Schwestern ins Bett. Die Lichter werden gelöscht. Papa geht später noch aus dem Haus. Er singt im Männerchor. Er singt schön; manchmal singt er den Kindern etwas vor. Spät in der Nacht erwacht Alois plötzlich. Etwas rumpelt, Mama weint und schluchzt. «Nein, nicht schon wieder! Ich will nicht! Nein, nein, lass mich in Ruhe!» Sie weint. Papa flucht: «Dich will ich lehren, dich.» Alois hört gespannt zu, er hat Angst, er weiss nicht, was drüben in der grossen Kammer vor sich geht. Er sitzt im Bett und weint vor Angst. Plötzlich ist alles still.

Am nächsten Abend verlässt Vater nach dem Essen das Haus. Er geht manchmal in den Turnverein. Einmal sagte er zu Alois gesagt: «Die Leu-

## Vergewaltigung in der Ehe

### **Geschichte**

Der frühere Art. 187 des Schweizerischen Strafgesetzbuchs zur **Vergewaltigung** (damals unter dem Titel „Notzucht“) nimmt die **Vergewaltigung** in der Ehe von den strafbaren Handlungen aus: «Wer eine Frau mit Gewalt oder durch schwere Drohung zur Duldung des ausserehelichen Beischlafs zwingt, wird mit Zuchthaus bestraft».

### **Aktualität**

Die heute geltenden Art. 189 und 190 des Schweizerischen Strafgesetzbuches sehen vor, dass sexuelle Nötigung und **Vergewaltigung** nur auf Antrag verfolgt werden, wenn der Täter mit dem Opfer verheiratet ist und mit diesem in einer Lebensgemeinschaft lebt. Das Antragsrecht ist auf 6 Monate befristet.

### **Zukunft**

Gemäss der parlamentarischen Debatte zu den vorgesehenen Änderungen des Schweizerischen Strafgesetzbuches sollen sexuelle Nötigung und **Vergewaltigung** in der Ehe künftig von Amtes wegen verfolgt werden.

**In der Schweiz wird jede fünfte Frau von ihrem Partner körperlich oder sexuell misshandelt.**

Faculté de Droit de l'Université de Lausanne  
Anouk Neuenschwander & Mercedes Novier

te mögen mich, ich habe gute Kameraden.»

Mama schaute ihn nur traurig an.

Alois ist schon fast eingeschlafen, da geht die Tür leise auf. Mama kommt herein. Sie setzt sich an sein Bett und erzählt eine Geschichte, eine wunderschöne Geschichte. Sie streichelt sein Gesicht und singt: «Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht...», dann flüstert sie: «Wir gehen bald zu den Engeln. Wir werden alle im Himmel sein und es wunderschön haben.» Dann schluchzt sie. Im fahlen Licht kann Alois ihr Gesicht kaum sehen, nur die Strassenlaterne vor dem Haus gibt ein bisschen hell. Mama geht von einem zum anderen. Sie wispert, streichelt alle und dann betet sie. «Lieber Heiland, mach mich fromm, dass ich zu dir in den Himmel komm.»

Spät in der Nacht kommt Väter heim. Alois sitzt gespannt im Bett, er hört, wie er mit Mama laut spricht, aber er versteht kein Wort. Manchmal lacht Vater, dann wieder flucht er. Alois kriecht vor Angst unter die Decke.

Ein Pferdefuhrwerk fährt draussen vorbei, der Lärm reisst ihn aus dem Schlaf. Sonst ist alles ruhig. Von ferne hört er eine Glocke der Kathedrale läuten. Er setzt sich auf und lauscht. Seine Schwestern schlafen noch tief. Plötzlich hört Alois Lärm aus der Küche. Der Kleine hat immer Angst, wenn Papa und Mama streiten. Dann wird es wieder still. Er hört Papa die Treppe hinuntergehen – er geht zur Arbeit.

Alois wartet. Es ist still. Mama rumort noch in der Küche, aber genau in dem Augenblick, da er aufstehen will, kommt sie ins Zimmer. «Bleibt einfach schön liegen, Kinder», lächelt sie. «Wir bleiben heute alle im Bett. Wir be-



kommen Besuch. Stellt euch vor, Engel kommen zu uns. Wir werden sie sehen, wenn wir träumen, sie sitzen an unserem Bett. Sie geben uns schöne Kleider und später gehen wir mit ihnen in den Himmel.» Mama weint, sie wendet sich ab. «Ja, heute gehen wir zu den Engeln. Freut euch, es wird wunderschön.» Sie winkt und geht hinaus. «Was macht sie denn? Wann kommen die Englein?» Alois' Schwestern sind ganz aufgeregt. Sie freuen sich mit ihm, obwohl er noch immer Angst hat. Er stimmt ein Lied an und sie singen, lachen und freuen sich auf die Engelein. Mutter bleibt lange weg; vielleicht sieht sie die Engelein schon? «Mama! Mama!», ruft Alois ein paar Mal. Da kommt sie wieder.

«So, liebe Kinder, jetzt sind die Engel schon ganz nahe. Deckt euch zu und wartet, und seid schön still.» Sie lächelt, aber sie hat Tränen in den Augen. «Warum weinst du,

Mama», frage Alois. «Ich weine aus lauter Freude, dass wir bald bei den Engeln sind, mein lieber Bub», sagt sie und umarmt ihn. Dann prüft sie die verschlossenen Läden, schliesst alle Fenster und geht in die Küche. Die Zimmertüre lässt sie offen. Sie dreht den Gashahn am Herd auf und nimmt den Schlauch weg. Dann dreht sie den Haupthahn auf. Gas strömt in die Wohnung, verbreitet sich schnell.

Die Frau legt sich auf das Sofa in der Stube, schliesst die Augen, dämert dahin und wartet auf den Tod.

Alois und seine drei Schwestern riechen das Gas nicht. Sie schlummern ein, träumen von den Engelein...

Fensterscheiben klirren. Jemand ruft entsetzt: «Gas, Gas, helft uns.» Eine Frau ist plötzlich im Zimmer. Es ist Mutters Schwester. Alois sieht sie nicht, er hört ihre Schreie – weit weg. Er spürt, wie sie ihn aus dem Bett nimmt. Er kann fast nicht mehr atmen, sich kaum bewegen. Die Tante trägt ihn zum Fenster und legt ihn auf den Sims.

Langsam kommt er zu sich. Seine Schwestern «schlafen» noch immer. Warum wachen sie nicht auf? Wo sind die Engel, warum sind wir nicht



*Alois' Vater: Sein unbeherrschter Drang nach Sex brachte seine Frau an den Rand der Verzweiflung.*



*Still litt die Mutter von  
Alois, bis sie dem  
Druck nicht mehr  
standhalten konnte und  
sich und die  
Kinder umbringen  
wollte.*

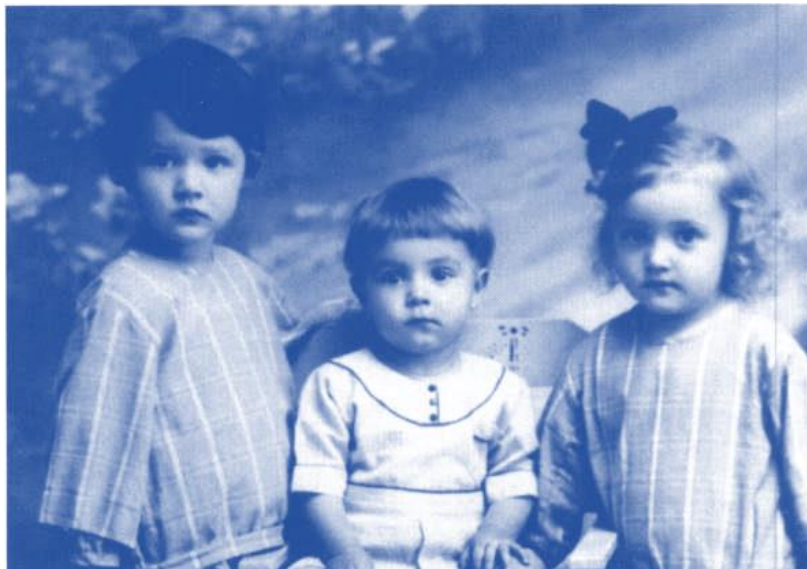
bei den Engeln, denkt er verwirrt. Was riecht so seltsam? Er hat noch immer Mühe, Luft zu bekommen. Vater kommt. Alois hört ihn schreien. Er versteht nicht, was er schreit, aber er hört, dass er wütend ist. «Ich war schon fast in Zürich», erzählt die Tante dem Arzt. «Da habe ich plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl gehabt. Ich habe mir immer gesagt, da stimmt etwas nicht. Ich bin sofort zurückgefahren. Und dann...» Der Doktor unterbricht sie: «Und warum dieses Gefühl?» «Ich weiss es nicht. Meine Schwester war so seltsam heute morgen. Sie hat mich angeschaut, als wäre es das letzte Mal. Das hat mich beunruhigt.»

Mama ist nicht da, sie lebt, aber man hat sie fortgebracht. Papa nimmt seine vier Kinder in die Arme. Alle haben überlebt. Er weint. «Was ist denn nur mit euch», fragt er. «Mama wollte mit uns zu den Engeln gehen. Sie hat es uns versprochen», sagt Alois wei-

nend. «Gehen wir nicht zu den Engelein?» Vater sagt: «Mama hat euch angelogen.»

«Warum haben wir denn so fest geschlafen?» Alois versteht noch immer nicht, warum ihm so übel ist. Papa wischt sich eine Träne aus den Augen. Er schaut die Kinder an. Er schüttelt den Kopf. Der Doktor nimmt Alois auf die Arme und trägt ihn hinaus. Papa folgt ihm wortlos.

In einer nach aussen hin scheinbar «normalen» Familie spielte sich ein Drama ab: Der Vater zwang seine Frau wie und wann es ihm passte zum Geschlechtsverkehr. Sie weigerte sich zunehmend, ertrug die Vergewaltigungen nicht mehr und wich ihrem Gatten aus. Doch der Mann, in Gesellschaft ein angesehener, unterhaltsamer Kumpel, erhielt Unterstützung von der Geistlichkeit, die der Frau klar zu machen versuchte, dass der Mann ein Anrecht darauf habe und dass die Zeugung von Kindern gottgewollt sei und für die Kirche lebenswichtig. So «gestärkt», schlug und missbrauchte Alois' Vater seine Frau täglich und erinnerte sie auf brutale Weise an ihre «ehelichen Pflichten».



*Alois und ein Teil seiner Schwestern: Die Familie wurde auseinandergerissen und die Kinder kamen in ein Heim. Damit begann ihre Not.*

Schliesslich war sie so zermürbt und verzweifelt, dass sie keinen anderen Ausweg mehr sah, als sich und die Kinder umzubringen. Das Ereignis veränderte Alois' Leben: Ausgerechnet der Vater erhielt nach der Scheidung die elterliche Gewalt. Die Kinder wurden in ein Heim eingewiesen. Und Alois wurde nach der Schule für sechs Jahre in den Kanton Luzern zu einem Bauern verdingt, weil er sich standhaft geweigert hatte, Priester zu werden.

Schon einmal ist René, der alleine bei seiner Mutter lebte, bis sie starb und er dann vom Vormund verdingt wurde, von einem Bauern geflohen. Zuerst hatte er es gut bei ihm; streng, aber eine faire, menschliche Behandlung. Die Schikanen nahmen aber zu, und schliesslich durfte er nicht einmal mehr ins Haus. War es, weil er sich wehrte, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte? Der 14-jährige Bub wusste es nicht. So floh er vom Hof. Doch dann kam's noch schlimmer.

## **Pflegekinderkontrollen mit Lücken**

Dem Hass und der Rache der verklagten Eltern oder Pflegeeltern oder deren Familien ausgesetzt zu sein, bildete eines der Haupthindernisse bei der Durchführung des gesetzlichen Kinderschutzes, vor allem in ländlichen Gebieten. Viele Pflegefamilien sahen eine Kontrolle als unnötig oder gar als Schikane an. Ein Grossteil von ihnen nahm Kinder in Obhut, ohne sie irgendwo zu melden. Es stellte sich rasch heraus, dass eine lückenlose Kontrolle über alle Pflegekinder Wunschdenken bleiben musste. So konnten trotz Pflegekinderkontrollen, weiterhin Miss-handlungs- und Verwahrlosungsfälle nicht verhindert werden

# Du bist nicht der Einzige, der keine Eltern hat

René, Hasel-Rüegsau, 1946

Seit zwei Wochen ist René unterwegs. Traurig und verzweifelt fragt er sich immer wieder: Warum will mich niemand? Warum machen alle mit mir, was sie wollen?

Seit Müeti tot ist, wird er hin und her geschoben, behandelt wie der letzte Dreck. An seinem letzten Platz, bei dem Bauern, hat es nur Schläge und Demütigungen gehagelt, immer hat es geheissen: «Mach schneller, du Saubub, sonst machen wir dir Beine!» Das Essen ist schlecht und so wenig, dass er stetig abnimmt und heute kaum mehr Kraft hat. Abhauen ist die einzige Möglichkeit, diesem Rohling zu entkommen. Doch die Flucht wird immer beängstigender, immer länger und, so spürt René, immer aussichtsloser. Hunger plagt ihn, mit sehnsüchtigen Augen schaut er zu den grossen Bauernhöfen auf den grünen Matten, wo Kühe weiden, Pferde auf der Koppel stehen, Mägde und Knechte auf dem Feld arbeiten – ein Bild des Friedens und der Ruhe. René setzt sich am Rand eines Weizenackers nieder. Sein Blick ist trüb, sein Gesicht schmal und weiss vor Hunger. Dann springt er plötzlich auf. Ich muss doch etwas machen, ich muss etwas zu essen haben. Er rennt querfeldein und bleibt kurz vor der grossen Scheune stehen. Da steht einer. Es ist der Bauer.

René geht langsam näher. Der Bauer legt die Hand über die Augen: «Was willst du?»

René zuckt zusammen. «Etwas schaffen», sagt er vorsichtig.

«Dann komm, es hat genug zu tun.»

Vorsichtig tritt René näher. Er ist auf der Hut; schon einige Male hat er erlebt, wie Bauern sich plötzlich auf ihn gestürzt und ihn beim Wickel genommen haben. «Du Saubub, was hast du im Sinn gehabt? Da wird nicht gestohlen.» René kennt sich aus.

Doch jetzt ist sein Hunger so gross, dass er kaum widerstehen kann. Zögernd geht er zu dem grossen Mann. «Ich kann gut mähen und melken und auch sonst mache ich jede Arbeit.» «Komm her, lass dich anschauen.» Der Bauer betrachtet ihn von oben bis unten, greift ihm an den Muskel am Oberarm. «Viel ist da noch nicht los, aber gut, wir können es probieren.»

René ist froh, endlich wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. Endlich wieder etwas zu essen. Die Küche ist dunkel, die Decke niedrig, im Herd glimmt ein Feuer, Rauch hängt in der Luft. Die Bäuerin betrachtet ihn misstrauisch, ebenso Ruedi, der Knecht.

René setzt sich an den breiten, schweren Tisch. «Woher kommst du?» fragt Ruedi, der Knecht. «Von daheim, ich muss arbeiten, seit Müeti tot ist», sagt René leise und abwehrend. Was geht es die an, woher er kommt. «Hauptsache, ich kann schaffen», setzt er trotzig hinzu. «So geht das nicht, Bürschchen», sagt der Bauer. «Sag, woher du kommst.» René spürt, dass er beim falschen Bauern ist, er bereut es tief, dem Hunger nachgegeben zu haben.

Die Bäuerin stellt einen Blechnapf vor ihn hin. Eine dünne Suppe mit ein paar Fideli, ohne ein Fettague. Das ist ja nur Wasser, fährt es René durch den Kopf. Tränen stehen in seinen Augen. Er ist wütend.

Mit einem bösen Lächeln nimmt die Bäuerin den Napf weg, stellt einen Blechteller vor ihn hin und wartet. Härddöpfel, zwei sehr dünne Apfelschnitze, sonst nichts. Die schwarzen «Äuglein» zwischen den Härddöpfeln sind Köpfe von Küchenschaben. René würgt die Apfelschnitze hinunter. Dann, dem Erbrechen nahe, springt er auf und schreit entsetzt:

«Das fresse ich nicht, nein, das fresse ich nicht. Pfui Teufel, die Küchenschaben.» Die anderen schauen ihn kalt an. Der Knecht sagt langsam: «Dem Bürschli wirds schon zu wohl, hm?» René steht an der Tür, er hält den Teller in der Hand, dann holt er aus und schmeisst ihn in die Hofstatt. Doch René kommt nicht weit.

Der Knecht ist flinker, holt ihn schon nach ein paar Schritten ein und stellt ihm ein Bein. René stürzt, Bauer und Knecht sind über ihm. Sie prügeln ihn mit Fäusten und Schuhen, der Bauer packt ihn unter den Armen und schleift ihn zur Tür zum Kartoffelkeller. Der Knecht macht sie

## Arbeitscheu und liederlich

Die allgemeinen Zeitverhältnisse üben immer noch eine deutlich erkennbare Rückwirkung auf das Familienleben, namentlich auf jugendliche Elemente, aus. Die Fälle des Kinder- und Frauenschutzes haben im Berichtjahr weiter zugenommen und gewähren einen tiefen Einblick in die schweren moralischen und materiellen Schädigungen, welche die Nachkriegszeit und die schwer gedrückte Lage unseres Wirtschaftslebens mit sich gebracht haben. Sie spiegeln sich insbesondere in den vielen Fällen des Entzugs des Elternrechtes, der Versorgung von verwahrlosten oder sittlich bereits belasteten Kindern, der Unterbringung elternloser Kinder in den Pflegeanstalten der Heimatgemeinden oder Heimatkantone, der Versorgung von Trinkern, der Behandlung von arbeitscheuen und liederlichen Personen.

Bericht Vormundschaftsbehörde Stadt.  
St. Gallen, 1926

## Kantonale Erziehungsverordnung

### VII. Unterbringung von Pflegekindern

#### Artikel 24

Als Pflege- oder Mostkind im Sinne von Artikel 7 BGT und Artikel 40 eidgenössisches W 1930 gelten Kinder bis zum 15. Altersjahr, die zur Pflege oder Erziehung bei anderen Personen als den Eltern untergebracht werden. Ihre Kontrolle ist Sache der Ortsgesundheitskommission, deren Bewilligung notwendig ist für die Unterbringung eines Kindes bei anderen Personen als bei den Eltern. Mit dem Gesuch um eine solche Bewilligung ist ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand des zu versorgenden Pflegekindes einzureichen.

Der Landrat des Kantons Uri, Mai 1994

auf, dann werfen sie René die steile Treppe hinunter. „So, jetzt hast du den Dreck«, ruft ihm der Knecht hinterher und schmettert die Tür zu.

Es ist ein finsternes, feuchtes Loch, kalt und nur oben an der hinteren Wand ist ein kleines, schmutziges Fenster. Mäuse rascheln in den alten Kartoffelsäcken. René's Kopf schmerzt, er schluchzt vor Wut. Warum hat er Hunger und Durst nachgegeben? Er hätte es doch gut noch eine Weile ausgehalten, vielleicht hätte er dann einen besseren Platz gefunden.

Zwei Tage hört er nur die Geräusche vom Hof. Immer wieder versucht er die Tür aufzubrechen oder einzuschlagen, doch sie hält stand. Dann endlich wird der Schlüssel gedreht, die Tür geht auf, René blinzelt in das grelle Licht. Der Bauer steht oben: «Willst du jetzt essen?» René bleibt still. «Willst du jetzt oder nicht?» René schluchzt, aber er schweigt trotzig. Die Tür wird zugeschlagen. «Du Sauhund», schreit René.

Er friert, die Feuchtigkeit des Kellers kriecht an seinem Rücken hoch. Lange hält er nicht

mehr durch. Er spürt, wie Fieber seinen Körper schüttelt, er heult in der Dunkelheit wie ein Hund, flucht und schluchzt.

Er weiss nicht, wie lange er so auf dem Kartoffelhaufen gelegen hat, als die Tür oben aufgeht. Der Bauer und noch ein Mann stehen oben. „Da unten ist er«, sagt der Bauer. Der Mann mit einem Hut auf dem Kopf und einem Köfferchen in der Hand kommt die Treppe herunter und nähert sich René vorsichtig. „Was machst du da? Ich bin der Doktor. Warum isst du nichts?« „Ich esse nicht aus einem Blechnapf, in dem es Schaben hat.« „Du hast Fieber, du musst essen. Komm mit hinauf.«

„Wenn ich hinaufgehe, verprügeln sie mich wieder. Ich will weg hier. Ich sterbe, wenn ich nicht weggann.« Dann erzählt er dem Doktor unter Tränen, wie schlecht die Bauern mit ihm umgehen. Wie sie ihn ausnützen, wie er kein Zuhause hat, auf der Wanderschaft ist und selten etwas Rechtes zu essen hat.

«So schlimm wird es schon nicht sein. Du bist nicht der Einzige, der keine Eltern hat und arbeiten muss. Damit musst du dich halt abfinden. Aber iss wieder und dann wird alles gut. Ich kann dir nicht helfen.»  
Der Doktor nimmt die Tasche und geht die Stiege hinauf. Er dreht sich noch einmal um. «Überleg es dir gut, da unten kannst du nicht ewig bleiben.» René sagt keinen Ton. Er weiss, dass es aussichtslos ist.

Der Schlüssel knarrt im Schloss, die Tür geht auf, die Frau kommt herunter. «Dass es dir noch nicht verleidet ist?» sagt sie und wirft ihm ein paar alte Kleider hin. «Da, du kannst dich anders anziehen, deine Kleider sind feucht und dreckig. Und dann kannst du herauskommen, du wirst gebraucht.»

Rasch schlüpft er in die Kleider, die ihm die Bäuerin gebracht hat und geht vorsichtig die Stiege hinauf. Das Licht blendet ihn. Draussen steht der Bauer. «So hast du jetzt Hunger?»

René ist vorsichtig mit der Antwort. Am besten, er sagt nichts. Sie gehen auf den Rübenacker. Schweigend hacken sie den Boden locker zwischen den kleinen Pflanzen. Kein Wort fällt. Auch beim Essen nicht. René begnügt sich mit einem Stück Brot – ihn ekelt auch jetzt wieder vor den Schaben. Wasser trinkt er am Brunnen vor der Scheune. Auch der Nachmittag vergeht ohne ein Wort. Am Abend ist René erschöpft. Er fragt beim Melken: «Wieviel Lohn bekomme ich?»

Der Bauer grunzt etwas. «Lohn? Für was denn? Du hast ja noch nichts getan!»

«Ich will Lohn fürs Chrampfen!»

«Ja, gut, zwei Franken in der Woche .»

«Was? Zwei Franken? Das ist ja gestohlen! Nein, für zwei Franken schaffe ich nicht.»

Der Bauer lacht ihn aus. «Dann halt nicht. Dann gibts halt gar nichts.» Er dreht sich um und schlurft zum Haus. René schaut ihm wütend nach. Wie gerne würde er den Kerl verprügeln. Aber er hat keine Chance. Vor dem Haus dreht sich der Bauer um: «Schlafen kannst du wieder im Keller, da ist es gemütlicher als im Bett.»

René sucht sich hinter der Scheune einen ruhigen Platz. Es ist noch warm. Er zieht sich einen Spreusack über die Kleider und schläft tief und fest. Am Morgen weckt ihn der Hahn. Er steht auf. Noch ist alles still.

Er steht lange vor dem Haus, schaut sich den Hof an. Dann plötzlich rennt er los. Schluss damit, Schluss damit. Er rennt über den Rübenacker, weiter bis zum Feldweg, und immer weiter und weiter. Dann schlüpft er in einen Schober und schläft.

Spät am Nachmittag hört er eine Stimme. «René, komm heraus, wir suchen dich.» Er kennt die Stimme. Es ist sein Vormund. Ohne ein Wort zu sagen, geht er mit ihm. Der Vormund empfängt ihn mit bitteren Vorwürfen.

«Warum kannst du nicht endlich recht tun? Warum machst du uns nur Schande? «Und nach einer langen Pause. «Jetzt ist Schluss. Jetzt kommst du in eine Anstalt. Jetzt ist wirklich Schluss mit dem Lotterleben. Nirgends kann man dich brauchen. Du bist frech und faul und hast immer ein dummes Maul.» Er schaut René kalt an. «Jawohl in eine Anstalt gehörst du!» Er holt tief Atem.

«Los, gehen wir.»

Mariannes Kindheit war und blieb qualvoll. Das Mädchen litt still und leise, in grosser Angst davor, etwas Falsches zu tun. Sie wagte es nicht, sich zu wehren. Sie war ihrem Schicksal hilflos ausgeliefert. So war sie froh über jeden Tag, der ohne Schläge und Qual zu Ende ging. Es waren nur wenige. Aber es gab auch Momente in ihrem Leben, die den des Erträglichen sprengten und sich ein Abgrund vor ihr auftat. Manches kam unverhofft, anderes ahnte sie bereits im Voraus. Zum Beispiel der Heuete.

## Jedes Jahr dasselbe und kein Ende. Warum?

Marianne, 1954, im Bernbiet

Im Keller ein grosser Bottich mit Salzwasser. Darin eingelegt sind grosse Fleischstücke. Wildfleisch, wie Marianne erkennt. Sie kann, obwohl sie erst neun Jahre alt ist, die Färbung des Fleisches sehr wohl unterscheiden, an jeder «Metzgete» muss sie mithelfen. Doch im Allgemeinen ist ihr das Fleisch zuwider.



Denn obwohl sie jeden Tag hungrig vom Tisch aufsteht, ist sie froh, wenn Müeti ihr das kleinste Stück Fleisch, manchmal nur ein paar Kartoffeln in den Teller legt. Schon oft hat sie in der Küche Müeti beobachtet, wie sie unter dem fließenden Wasser die Maden vom rohen Fleisch abgewaschen, bevor sie das Fleisch in Stücke geschnitten und in den Kochtopf geworfen hat. Marianne schüttelt sich. Allein der Gedanke daran ist ihr zuwider.



Am nächsten Tag kommt Marianne von der Schule und geht wie gewohnt sofort zu Müeti in die Küche – Müeti will das so. Das Fleisch im Keller hat sie längst vergessen. Da packt Müeti Marianne am Arm und wirft sie zu Boden. «Du Sautotsch», schreit sie, «Was glaubst du, wo du bist.» Sie kniet auf das Kind, greift nach dem erstbesten Holzsech und schlägt zu. Immer wieder, mitten in Mariannes Gesicht. Marianne schreit und wirft den Kopf hin und her. Die Schläge prasseln unablässig auf ihr Gesicht ein. Marianne hat fürchterliche Angst. Sie kann sich nicht wehren. Wie in einem Schraubstock ist sie zwischen den Beinen von Müeti eingeklemmt. Jetzt schlägt sie mich tot, durchfährt es Marianne. Sie versucht sich zu wehren, sich zu befreien, es gelingt ihr nicht.

*... und Müeti schlug*

Marianne schreit und schreit und die Pflegemutter schlägt. Auf den Kopf, auf die Ohren, über das Gesicht. Marianne spürt, wie es warm wird im Hals... dann verliert sie das Bewusstsein.

Marianne kommt wieder zu sich. Sie liegt im Gaden auf ihrem Bett. Vorsichtig fährt sie mit der Hand über das Gesicht, alles klebt, ihr Gesicht ist voller Blut. Die Hand tastet vorsichtig weiter über ihre Lippen. Sie sind aufgeplatzt und geschwollen. Marianne hat fürchterliche Schmerzen. Ihre Zähne wackeln, doch vor allem kann sie kaum aus den Augen schauen. Ein Augenlid lässt sich gar nicht öffnen, das andere nur einen Spalt breit.

Da sieht Marianne Müeti neben dem Strohsack stehen. Diese packt Marianne bei der Schulter, zieht sie hoch und zerrt sie nach draussen auf den Hofplatz zum Brunnen. Dort taucht Müeti Mariannes Kopf für einen Moment ins Wasser. Marianne lässt alles mit sich geschehen. Sie ist benommen vor Schmerzen. Das kalte Wasser kühlt ein bisschen.

Dann bringt Müeti Marianne zurück in den Gaden «Ich will dich nie mehr sehen», schreit sie, bevor sie die Türe zuschlägt und von aussen abschliesst.

Den ganzen Tag bleibt Marianne auf dem Lager liegen. Auch am nächsten Tag, es ist Sonntag, steht Marianne nicht auf. Sie hat starke Kopfschmerzen und ist froh, dass sie nicht zur Arbeit gerufen wird. Sie wagt kaum mehr ihr Gesicht zu berühren. Es brennt immer noch wie Feuer. Die Haut ist aufgedunsen, an vielen Stellen geplatzt. Marianne blutet noch lange aus beiden Ohren und der Nase.

Erst am Sonntagabend erfährt Marianne, weshalb Müeti so wütend geworden war. Marianne soll im Dorf erzählt haben, dass Walter ein Reh geschossen habe. Marianne sagt kein Wort. Müeti hätte ihr nie geglaubt, und die Strafe hat sie ja bereits bekommen.

## Über Zucht und Ordnung

Die Eltern sind befugt, die zur Erziehung der Kinder nötigen Züchtigungsmittel anzuwenden (Art. 278), d.h. die Eltern dürfen, soweit es ihnen nötig erscheint, ihre Kinder bestrafen. Den Pflegeeltern soll dieses Recht von Eltern oder Vormund des Kindes ausdrücklich übertragen werden, damit auch sie es anwenden dürfen. Zumindest können sich Eltern und Vormund den Vollzug schwerer Strafen vorbehalten.

Marianne versucht zu schlafen. Sie hat Durst, aber sie wagt nicht, um Wasser zu bitten. Hätte Müeti ihr welches gebracht? Doch vor allem schmerzen die aufgeplatzten Lippen noch so sehr, dass sie nicht wagt, sie zu öffnen. Bald fällt sie in einen unruhigen Schlaf. Doch nach kurzer Zeit erwacht sie wieder. Sie hat sich im Schlaf zur Seite, auf ihr verletzte Ohr gedreht. Der Schmerz ist unbeschreiblich. Sie weint. Tränen rollen über ihre verletzten Wangen. Sie lassen die Wunde brennen. Marianne versucht so ruhig wie möglich liegen zu bleiben, nur nicht bewegen! Sie hört, wie die Söhne vom Feld heimkommen und in den Stall gehen. Draussen scheint die Sonne, noch wenige Tage, dann wird das Gras auf den Feldern gemäht. Mari-

anne friert beim Gedanken, wenn sie an die Hitze, diesen unsäglichen Durst und die Stiche von Müeti denkt. Jedes Jahr dasselbe und kein Ende. Warum nur?

Dann wird die ganze Familie, Jakob, der Bauer, die beiden Söhne Walter und Karl sowie Marianne, am Heuen sein. Auch Müeti wird dann mit



der Heugabel auf dem Feld stehen, was selten vorkommt. Sie hilft in der Regel nur im Hochsommer die Ernte einzubringen, dann, wenn wirklich jede Hand gebraucht wird. Marianne erinnert sich an vergangenes Jahr.

Es war heiss. Karl und Walter, aber auch Jakob gingen immer wieder zur Wasserflasche und tranken. Marianne blieb auf dem Feld und arbeitete weiter. Auch sie hatte Durst. Aber für sie gab es nichts. Jeder trinkt, wie er arbeitet, hiess es jeweils, wenn Marianne um ein bisschen Wasser bettelte. Marianne wusste, was das bedeutete. Am Morgen ein Glas Milch, am Mittag ein Glas Most und am Abend noch eine Tasse Tee. Das hatte zu genügen. Der Sommer wird ihr jedes Mal zur Qual.

*Heuen wurde für Marianne zur Höllenqual – sie bekam so wenig zu trinken, dass sie manchmal ohnmächtig hinfiel.*

*Alle spürten  
Mariannes Not, doch  
niemand reagierte.*



Seit einiger Zeit leidet sie unter ständigem Schwindel. Manchmal sackt sie ohnmächtig zu Boden. Dann wird sie von einem der Söhne auf die Beine gestellt und zum Weiterarbeiten aufgefordert.

Damit Marianne unter Kontrolle bleibt, wurde sie letztes Jahr beim Heuwenden in die Mitte der Gruppe gestellt. Vorne Karl oder Walter, hinten Müeti. Sobald sich der Abstand zwischen Marianne und ihrem Vordermann vergrößerte, stach Müeti von hinten mit der Gabel zu, direkt ins Gesäss. Marianne heulte auf. Diese Stiche waren schlimmer als alle Prügel.

Doch vor allem quälte sie der Durst. Die Sonne brannte erbarmungslos und ihre Füße vermöchten sie kaum mehr zu tragen. Marianne war erschöpft. Ihr wurde schlecht und sie weinte, und – Müeti stach...

## Ein Fall, der damals an die Öffentlichkeit gelangte

Februar 1945: auf einem abgelegenen Gehöft in Frutigen verlangte man nach einem Totenschein für ein verschiedenes Pflegekind. Als der Arzt die Leiche sah, weigerte er sich, den Totenschein für den erst fünfjährigen verstorbenen Knaben auszustellen. Die medizinische Obduktion ergab schliesslich einen «typischen Fall von Kindsmisshandlung mit tödlichem Ausgang: starke Abmagerung, Unterernährung (der Knabe wog lediglich 13 Kilogramm), am Hals ein grosser eitriger Abszess, die Kleider voller Eiter. An den Fingerbeeren Frostbeulen, die Haut war weg, der ganze Körper mit Striemen übersät.» Später wurden in der Lunge des Knaben Schaumblasen festgestellt, Zeichen einer offenbar ausserordentlichen Erregung. Im Haus, wo das Kind untergebracht war, fand man auf dem Hofplatz und im Hauseingang Blutspuren...

Das Pflegeehepaar genoss in der Gemeinde Frutigen einen guten Ruf. Die Frau war 22, der Mann 30 Jahre alt.

In diesem Fall wurde deutlich, mit welcher «Sorgfalt» Verdingkinder in der Praxis der Landgemeinden versorgt wurden. Mehrere gesetzlich bereits vorgeschriebene Schritte wurden unterlassen: Keine Begutachtung des Pflegeplatzes, keine spätere Kontrolle, keine Überprüfung der Pflegeeltern, niemand begleitete das Kind dorthin. Der Grund gemäss Rechtfertigungsschreiben: Sozusagen niemand war über die gesetzlichen Grundlagen orientiert.

## Darüber spricht man nicht

Über die Sexualität zu reden, damit tun sich noch heute viele Menschen schwer. Vor sechzig, siebzig Jahren war dieses Thema zusätzlich mit einer Menge gesellschaftlicher Tabus behaftet. Sexualität diene lediglich der Kinderzeugung, Onanieren verursache Rückenmarkschwund und viele weitere landläufige Aussagen deckten das Thema mit dem Tuch der Verschwiegenheit zu.

Kaum bis überhaupt nicht wurde damals der Missbrauch thematisiert, weder zwischen Erwachsenen, zwischen Ehegatten – wie der Fall von Alois aus St.Gallen zeigt – und schon gar nicht mit Kindern. Die Betroffenen und oft auch die Mitwisser redeten nicht darüber. Man schwieg, litt und ertrug die Missbräuche in stiller Verzweiflung.

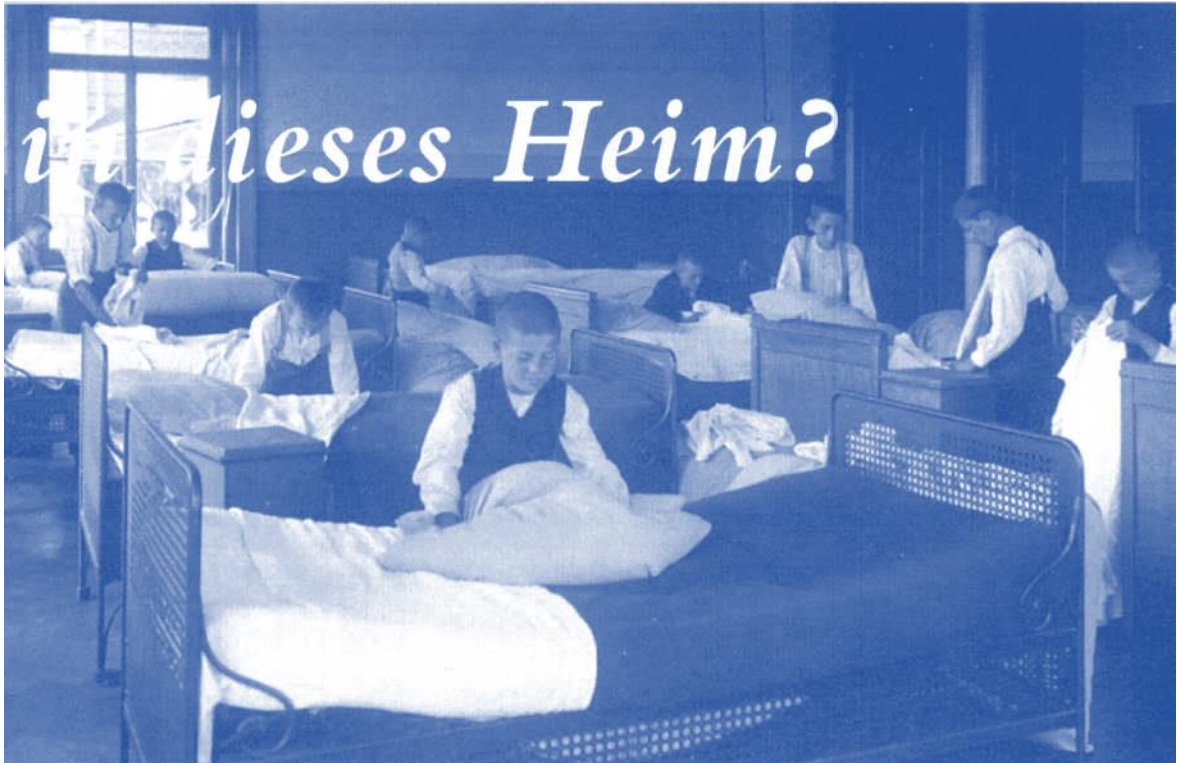
Noch heute gehört der sexuelle Missbrauch zum Lebensalltag vieler Mädchen und Jungen. Man geht davon aus, dass er so häufig vorkommt, dass in jeder Kindergartengruppe, in jeder Schulklasse, in der Nachbarschaft und Verwandtschaft Kinder zu finden sind, die missbraucht werden. Opfer sexueller Gewalt sind überwiegend Mädchen, aber auch Jungen werden missbraucht. Nicht selten sind schon sehr kleine Mädchen und Buben betroffen.

Es ist schwer, über Zahlen zu reden – damals wie heute –, weil ein Grossteil der Betroffenen spät oder gar nie redet. Sie versuchen trotz allem den Täter zu schützen, sei es, weil er aus dem nahen Umfeld stammt, aus Angst, weil er sie bedrohte, oder weil sie sich schämen, Schuldgefühle haben oder zu verdrängen versuchen.

Gehen wir davon aus, dass damals, in der Zeit, wo von sexueller Freiheit noch keine Rede war und damit die Möglichkeiten des Auslebens weitaus geringer waren, der Missbrauch von Frauen, aber gerade

auch von Kindern häufig war. Man lebte in einem eng strukturierten Umfeld, wo jeder jeden kannte. Eine Affäre wurde selten bis gar nicht geduldet; die gesellschaftliche Ächtung war gross.

So wählte sich der Täter sein Opfer im eigenen, nahen Umfeld aus und die Wahl fiel dabei nicht selten auf das schwächste Glied in der Kette: das Verdingkind.



Ein Grossteil der Verdingkinder tut sich bis heute schwer, über jene Zeit zu reden. Sie erzählen den Nachkommen, Freunden oder Bekannten, wenn überhaupt, höchstens Bruchstücke aus dem Leben von einst. Sexuelle Übergriffe aber werden in der Regel verschwiegen oder nur angedeutet.

Die meisten der hier beschriebenen einstigen Verdingkinder klammerten die Sexualität aus. Ein paar haben doch erzählt. Zwei Fälle dürfen wir beschreiben, allerdings nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Keine Namen, kein Alter, keine Ortsangabe.

*Typischer Schlafsaal eines Bubenheimes dazumal. Wenig Platz, keine Privatsphäre.*

# Immer wieder diese Griffe unter die Gürtellinie

Pauline, 1939, Kinderheim im Thurgau

Sieben Jahre alt ist Pauline, als sie ins Heim gebracht wird, ein zierliches Mädchen, intelligent und aufmerksam. Sie schaut sich um. Viele Kinder leben hier, Knaben und Mädchen. Die Buben sieht sie nur von ferne, sie leben getrennt von den Mädchen. Und das ist eine eiserne Vorschrift, die sie schon bald kennen lernt: Kein Kontakt zu den Buben, nicht reden, nicht anschauen, nichts.

Pauline ist voller Widerstandsgeist. Sie schlüpft schon wenige Tage später aus dem Haus, klettert auf einen Baum und versteckt sich in den Ästen. Sie hält die Luft an, als die Schwestern sie rufen. Am liebsten möchte sie für immer in dem Versteck bleiben. Doch...

Die Strafe ist hart, ungewohnt hart: Eine Schwester verprügelt sie mit einem Stock, bis sie blutet. Sie schläft kaum vor Angst und Schmerzen.

Sie ist ein willkommenes Opfer. Auch der Präfekt sagt ihr, was sie zu tun und zu denken hat: «Wir sind Gottes Geschöpfe und Gott will, dass wir Zucht und Ordnung halten. Gottes Gesetz ist für alle gültig. Nur Er ist gross und gütig. Und nur das, was wir glauben, ist gültig. Gott will es so. Halte dich daran. Dann wird es dir an nichts mangeln. Und jetzt geh.»

Schluchzend vor Wut und Enttäuschung geht Pauline zurück zu den anderen.

Die Schwestern lassen ihr nichts durchgehen. Wenn sie sich wehrt, dann ruft sofort eine: «Komm her, Pauline, ich habe zu reden mit dir.» Die Schwester redet aber nicht, sondern schlägt jedes Mal zu, bis Pauline schreit vor Schmerz. Rote Striemen am Gesäss sind die Folge. Aber Pauline ergibt sich noch nicht: Wieder flüchtet sie auf einen Baum und bleibt stundenlang oben, bis man sie entdeckt. Hier, und nur hier fühlt sie sich geborgen und sicher. Schläge und die Frage: «Wo hast du deine Hände, wenn du schläfst? Zeigs mir!» folgen unweigerlich.

Pauline schweigt. Sie zittert vor Angst, denn sie weiss, was jetzt kommt. Es ist immer dieselbe Qual.





*Paulines Grosseltern  
1958: Grossvater war  
ein aufmerksamer Mann  
und reagierte, als der  
Freund der Mutter  
Pauline zu nahekam.*

Nachts kann sie ihr Wasser nicht mehr halten.

Und jede Nacht kommt eine Schwester und flüstert: «Zieh dich aus! Los, zieh dir das Hemd aus.» Pauline wehrt sich – vergeblich. Jede Nacht kommt diese Schwester. Immer verlangt sie, dass Pauline sich auszieht, dann greift sie ihr zwischen die Beine, legt sich zu ihr und drückt sie keuchend an sich.

Am andern Tag werden den Kindern die «Todsünden» aufgezählt.

Unzucht ist auch dabei...

Pauline, älter werdend, wehrt sich nur noch sporadisch, verzweifelt reisst sie einmal einer Schwester, die ihr zu nahe kommt, die Haube vom Kopf. Die Strafe ist schrecklich.

Langsam sieht sie ein, dass es aussichtslos ist, denn die Schwestern haben nicht nur immer Recht, sie haben auch die uneingeschränkte Macht.

Am meisten Angst aber hat Pauline, wenn abends der Präfekt in den Schlafsaal kommt. Er geht durch die Bettenreihen und schaut sich die Mädchen an.

Pauline friert, wenn er bei ihr stehen bleibt, ihr die Decke wegreisst und barsch befiehlt: «Zieh dich aus, los, zieh dich schon aus!»

Warum nur musste ich in dieses Heim kommen? Warum durfte ich nicht bei der Mutter bleiben? Fragen, die Pauline mehr denn je beschäftigen. Dabei war zu Hause vieles sehr ähnlich.

Sie erinnert sich, dass sie als kleines Mädchen gerne herumhüpfte, sorglos und munter wie ein Fischlein. Es wäre alles so schön gewesen, doch bereits damals hatte Pauline Angst. Da war der Freund ihrer Mutter, der manchmal beim Spielen so komische Dinge machte. Wenn Pauline allein war, kam er, nahm sie auf die Knie und hätschelte sie, streichelte sie überall und plötzlich war dann seine Hand unter ihrem Röcklein. Dann sagte er jeweils leise: «Du bist ein liebes Mädchen. Gell, du sagst es niemandem, dass ich dich da streichle. Gell, du sagst Mama nichts? Sonst...»

Pauline hatte Angst. Sie wagte es nicht, Mama zu sagen, was der Mann mit ihr machte. Sie sah,

dass Mama ihn gern hatte. Doch da war der Grossvater, ein aufmerksamer Mann. Und zum Glück passte er auf. «Was machst du mit dem Kind», sagte er scharf, als er Pauline einmal auf dessen Schoss entdeckte. «Du Saukerl, lass Pauline in Ruhe!» Er ging auf den Mann los. «Hau ab, verschwinde, lass dich nie mehr blicken!» Der Mann versuchte zu beschwichtigen. «Ich habe nichts getan.»

## Vergewaltigung

Von Vergewaltigung (veraltet: Notzucht) spricht man dann, wenn eine Person eine andere Person unter Gewaltandrohung oder durch das Ausnutzen einer hilflosen Lage zum Geschlechtsverkehr oder anderen sexuellen Handlungen zwingt. Alle Gesellschaften kennen den Tatbestand der Vergewaltigung und ächten ihn als eines der schwersten Vergehen. Ein erzwungener Geschlechtsverkehr in der Ehe («eheliche Pflicht») oder mit Aussenseitern (etwa im Krieg, gegenüber Minderheiten oder Sklaven) wurde oder wird jedoch nicht überall als Vergewaltigung angesehen. Viele Gesellschaften kennen oder kennen eine Schuldzuweisung an das Opfer, die sich etwa in Ausgrenzung oder zwangsweise Scheidung äussert.

aus Wikipedia



*Pauline mit ihrem kleinen Bruder, ihre Geschwister wurden einzeln fremdplatziert*

Doch der Grossvater war unerbittlich. «Verschwinde!»  
Dann ging der Grossvater zur Polizei und zeigte ihn an.

Es war kurz vor Mittag. Pauline spielte mit ihrer kleinen Schwester Ruthli. Ihr Bruder Emil sass im Laufgitter und spielte mit einem Holzpferd. Pauline lief zum Fenster, als ein schwarzes Auto vorfuhr. Wie gut kann sie sich daran erinnern, wie eine dunkel gekleidete Frau ausstieg und raschen Schrittes auf das Haus zukam. Pauline ging leise zur Flurtür und horchte. «Was, die Kinder sind noch nicht parat?» schimpfte die Frau. «Wir müssen sofort losfahren, wir haben keine Zeit für lange Diskussionen.»  
Mama war wütend. «So pressiert das doch nicht, ich will nicht, wir...»

«Machen Sie schon», schnauzte die Frau.

Eine halbe Stunde später waren sie alle unterwegs. Pauline sass neben ihrer Schwester. Ruthli war noch zu klein, um zu begreifen, was vor sich ging.

Emil sass neben Mama. Alle schwiegen. Mama hatte Tränen in den Augen, sie war machtlos und hatte Angst. Pauline spürte es und wagte kaum, Mama anzuschauen. Sie war traurig, weil sie nicht wusste, wohin

sie die Frau im dunklen Kleid bringen würde.

«Mama, wohin gehen wir?» flüsterte sie. «Ich möchte nicht Weggehen. Ich möchte bei dir bleiben.» Mama weinte ins Nastuch. Es war aussichtslos. Seit ihr Freund aus dem Haus war, hatte sie keine Chance mehr, die Kinder zu behalten. Da nützte alles Wehren und Weinen nichts.

## Sexuelle und körperliche Misshandlung

Nach einer neueren Untersuchung werden in der Schweiz heutzutage jährlich rund 45'000 Kinder und Jugendliche sexuell missbraucht, davon sind gut 70% Mädchen. Das Thema «Kindsmisshandlung» stellt denn auch nicht zufällig im Verdingkinderwesen eines der düstersten Kapitel dar.

In B. wurde Emil aus dem Auto geholt. Er wurde zu einer Familie gebracht. Pauline winkte, er sah es nicht. Er ging an der Hand der Fürsorgerin ins Haus. Pauline sieht ihn erst Jahre später wieder.

Kurz darauf hielt der Wagen wieder an. Mama nahm Ruthli mit, verschwand in einem Haus und kam ohne sie zurück. Pauline war traurig, sie schaute aus dem Fenster. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Das Tal wurde enger. Wälder dehnten sich an den Hängen aus, und da, wo sich diese beinahe berührten, stand dunkel und drohend ein grosses Kloster.

Pauline war angekommen. Hier musste sie die Schule besuchen. Pauline war entsetzt; sie weinte, wehrte sich, als die Frau sie zum düsteren Haus führte. Sie versuchte sich von der harten Hand, die sie führte, zu befreien. Doch der Griff der Fürsorgerin war eisern. Pauline hatte keine Chance. Sie schaute Mama fragend an.

Doch Mama schüttelte stumm den Kopf und zuckte die Schultern. Noch einmal schloss die Mutter sie in die Arme, küsste ihr Gesicht – dann ging sie und liess die tief traurige Pauline in diesem dunklen Haus zurück.

Pauline wird grösser und älter und mit der Zeit werden Gefühle in ihr wach, die sie bisher nie gekannt hat: Abscheu, Hass und Rache geistern durch ihren Kopf. Und vor allem der Wunsch, zu fliehen. Sie schaut die Welt mit andern Augen an als vor acht Jahren, als sie in dieses Kloster eingeliefert wurde. «Ich will weg von hier, ich muss weg», denkt sie jedes Mal, wenn die Schwester zu ihr ins Bett steigt und sie nötigt und die am Tag darauf Gewalt anwendet, wenn Pauline sich gewehrt hat.

Pauline betet nicht mehr. Sie hat den Glauben verloren. Die frommen Schwestern haben ihr das letzte Fünkchen Hoffnung auf «göttliche Gerechtigkeit», von der sie immer erzählen, ausgetrieben – mit sexueller und körperlicher Gewalt.

Acht Jahre nach ihrem Eintritt verlässt eine veränderte Pauline das grosse, im Wald versteckte Kloster in der Ostschweiz.

## Tu nicht so, ich beiss ja nicht

anonym

Im Dorf ist Chilbi. Er (12) steht auf dem Feld, den Karst in der Hand, und schaut ins Dorf hinüber. Er sieht zwischen den Häusern das rote Dach des Karussells, und wenn der Wind sich in seine Richtung dreht, hört er gar die lustige Orgelmusik. Von überall her sieht er Pferdefuhrwerke in den Ort fahren, andere sind zu Fuss unterwegs. Es muss dort viele Leute haben. Schon heute Morgen in der Schule haben sie die Chilbi verhandelt. Er kennt das Wort nur vom Hörensagen. Seit er hier auf dem Hof ist, war er noch nie dabei. Auch diesmal hat der Meister den Bannenwagen aufs Feld gestellt, ihm Korb und Karst in die Hand gedrückt und gesagt: «Du weisst, was du zu tun hast.» Dann verschwindet er im Stall. Eine halbe Stunde später sieht er den Bauer mit der Kuh Lisa am Strick Richtung Dorf verschwinden.

Tränen schiessen in die Augen des Buben. Der Meister wird die Kuh verkaufen. Wehmütig schaut er den beiden nach. Und für einen Moment weiss er nicht, soll er weinen, weil Lisa geht oder weil er wieder einmal nicht mit an die Chilbi darf. Wie oft hat er Lisas Wärme genossen, ihren Kopf gestreichelt und bei ihr geweint. Sie ist ihm so vertraut.

## Alle wussten es, keiner schaute hin

In autobiografischen Schilderungen ehemaliger Verdingkinder fällt immer wieder auf, dass Anzeigen wegen Misshandlung nur selten gemacht wurden. Oft wusste das ganze Dorf über die Misshandlungen und Ausbeutung eines Verdingkindes Bescheid, aber alle schwiegen: Es handelte sich ja «nur um ein Verdingkind». Eine nicht unwichtige Rolle spielte dabei der gesellschaftliche Einfluss der Pflegefamilie innerhalb der Gemeinde.

Andererseits tut es ihm weh, dass er wieder ausgegrenzt wird. Wenn er mich doch nur einmal mitnähme, denkt der Knabe wehmütig. Er hat in der Schule von Zuckerwatte, Nideltäfel und von türkischem Honig gehört. Vorstellen aber kann er sich nichts darunter, nur dass alles sehr süß und klebrig sein soll.

Er weint und schlägt die Hacke tief in den Boden. Warum muss ich immer zu Hause bleiben? Wütend reißt er den Karst wieder aus der Erde und wirft die gespaltene Kartoffel weit übers Feld.

Er arbeitet weiter. Er weiss, dass er den Wagen am Abend voll haben muss, will er nicht eine Tracht Prügel riskieren. Kartoffel um Kartoffel wirft er in den Korb, macht ab und zu eine Pause und schaut sehnsüchtig ins Dorf. Jetzt hört er Kinder rufen und lachen. Das sticht tief ins Herz. Er weiss, dass er aus seiner Schulklasse wieder der Einzige ist, der nicht dabei ist.

Er lauscht, ja, er hört ganz klar die lachenden und kreischenden Stimmen der Kinder.

Da hört er noch etwas. Er dreht sich um. Die Bäuerin winkt ihm vom Küchenfenster her.

Er wirft den Karst zu Boden und geht über den Kartoffelacker. Er geht leicht und behende, trotzdem er barfuss ist und der Boden kalt. Die Kartoffeln müssen raus, bevor der Frost kommt, hat der Bauer noch heute Morgen gesagt.

Er betritt die Küche. Die Bäuerin steht am Herd. «Setz dich», sagt sie, ohne sich umzudrehen. Der Bub bleibt stehen. «So setz dich doch», herrscht sie ihn an, dann stellt sie ihm ein Chaheli warme Milch auf den Tisch, ein Stück Brot dazu. «Iss, es ist kalt.»

Der Bub greift zu. Milch hat er schon eine Ewigkeit nicht mehr getrunken, äusser manchmal direkt ab dem Euter. Doch der Bauer hat Verdacht geschöpft und lässt ihn nicht mehr allein melken. Das Brot ist rasch ver-



*Und keiner ahnte, was  
hinter den Geranien vor  
sich ging.*

schlungen. Die Bäuerin lacht, klemmt den grossen Brotlaib erneut unter ihren festen, runden Arm und säbelt noch ein Stück ab.

Als der Bub fertig gegessen hat, winkt sie ihm, er solle ihr folgen. Der Knabe weiss, was nun kommt. Er war schon einige Male in ihrem Zimmer. Er folgt ihr die steile Stiege hinauf, durch den dunklen Gang, bis vor ihr Zimmer. Die Bäuerin öffnet die Tür und schiebt ihn hinein. Unschlüssig bleibt der Bub stehen. «Tu nicht so, ich beisse nicht.» Sie nimmt die Bettdecke weg und legt ein grosses Tuch über die Matratze. Der Bub weiss weshalb. Er schaut auf seine Füsse. Sie sind braun vor Dreck.

Die Bäuerin zieht die Vorhänge zu. «Zieh dich aus und leg dich unter die Decke. Lass es mich doch nicht jedes Mal sagen!» Es ist schon lange her, seit er mit der Bäuerin hier oben im Zimmer war. Er schaut zu, wie sie sich aus dem Kleid schält, dann schlüpft sie unter die Decke. Der Bub folgt ihr.

Eine halbe Stunde später steht er wieder auf dem Feld. Der Karren muss gefüllt werden.

Schon sehr früh sei die Bäuerin zärtlich zu ihm geworden, aber nur dann, wenn der Bauer in genügend grosser Entfernung war. Dann habe sie ihm im Stall, im Tenn, in der Küche aufgelauert und ihn später auch in ihr Schlafzimmer geholt. Der Bub liess es geschehen. Teilnahmslos und ruhig. Anfänglich fürchtete er sich vor ihr. Ihre gros-

sen Augen und die gierigen Hände machten ihm Angst. Er schämte sich, all die Dinge zu machen, die sie von ihm verlangte. Es würgte und ekelte ihn. Als er älter wurde, so erzählt er, lernte er damit umzugehen. Mit ihrem veränderten Wesen, wenn der Bauer nicht da war, ihren Händen, die ihn streichelten, manchmal aber so fordernd waren, dass sie ihm weh taten. Es ist immer noch besser als Schläge, dachte er. Es war die einzige Form von «Zuwendung», die er erhielt.

## Strafe muss sein

anonym

Er rennt vom Stall über den Platz. Der Regen prasselt auf ihn nieder, und obwohl das Anstaltsgebäude nur 300 Meter weit entfernt ist, wird er nass bis auf die Haut. Rasch reisst er im Schuhraum die Holzschuhe von den Füßen und bleibt dann einen Moment unschlüssig stehen. Soll er die

### Folgen für die Opfer

Eine Vergewaltigung ist oft mit physischer Gewalt verbunden, die das Opfer entsprechend physisch verletzt. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass das Opfer mit Geschlechtskrankheiten angesteckt oder schwanger wird. Die psychische Schädigung des Opfers (Trauma) ist jedoch oft die dauerhafteste. Sexualität ist eine rein private und willentlich vollzogene Verhaltensweise; eine Vergewaltigung ist einer der schwersten Eingriffe in die Privatsphäre.

Kleider nun wechseln oder sofort in den Speiseraum gehen? Die Glocke hat bereits zum zweiten Mal geklingelt. Er weiss, dass er kein Essen mehr bekommt, wenn er zu spät dran ist. Also schlüpft er nass, wie er ist, in den Speisesaal, wo bereits 60 andere Buben im Alter zwischen 12 und 16 Jahren sitzen. Niemand sagt etwas. Alle sind ruhig. Einzig Hanspeter, sein Tischnachbar, runzelt die Stirne, als er sich so nass neben ihn setzt. Aber Hanspeter würde schweigen, da ist er sich sicher. Auch Ueli, der verschwörerisch herüberblinzelt. Karl und Erwin teilen die Suppe aus. Mit der schweren Pfanne gehen sie von Tisch zu Tisch. Sorgsam werden die gefüllten Chacheli weitergereicht, bis jeder seine Suppe vor sich stehen hat. Beim Weitergehen zum nächsten Tisch entdeckt Karl die Wasserlache unter der Sitz-

bank des Buben. «Weshalb sitzt du so nass am Tisch. Du Sau machst den ganzen Boden nass.»



Schon erhebt sich vorne am Erziehertisch Lehrer Egli. Mit langsamen Schritten kommt er näher. Der Bub zieht den Kopf zwischen die Schultern. Er weiss, was nun folgen wird. Ein Ritual, das praktisch jeder Zögling hier im Heim kennt. Äusser Karl, Hermann und Fritz. Die Lieblinge des Herrn Egli. Buben aus reichen Familien, die sein Wohlwollen durch grosszügige Geschenke erkaufen. Lehrer Egli zieht den nassen Buben unsanft an den Ohren aus der Bank heraus.

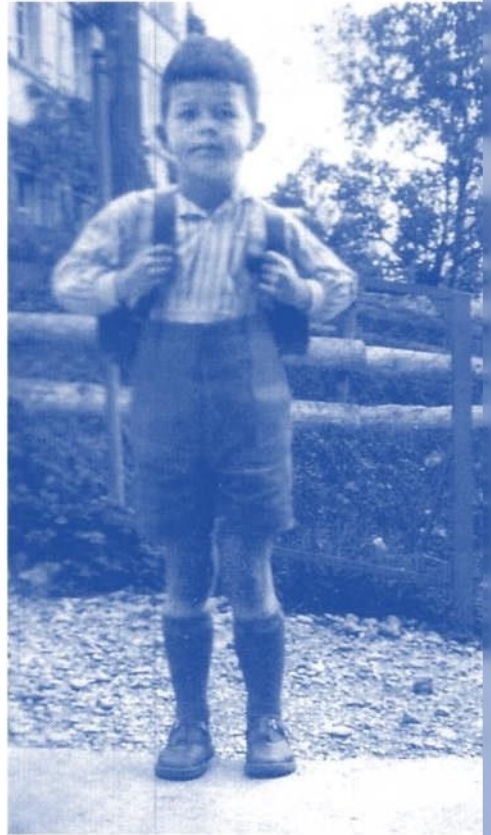
Als er vor ihm steht, verpasst er ihm links und rechts eine Ohrfeige. Der Bub spürt, wie die Wangen brennen. Er beisst auf die Zähne. Nur nicht weinen. Mit vierzehn weint man nicht mehr. «Verschwinde ins Zimmer, zieh dich um und warte dort», herrscht ihn der Lehrer an.

Der Bub verlässt den Speisesaal und rennt heulend die Treppe hoch zum Schlafsaal. Ihm ist schlecht; nicht vor Hunger, sondern aus Angst, was nun folgen wird.

Er zieht sich um und bleibt am Fenster stehen. Er darf sich nicht ins Bett legen und die Decke zerknittern; einen Stuhl hat es keinen im Raum. Also bleibt er stehen und wartet, bis Lehrer Egli kommt. Er kommt immer nur dann, wenn er Mittagsaufsicht hat, dann wenn die anderen Lehrer und der Heimleiter Pause machen. Er hat sich auch schon nachts einen Buben geholt. Plötzlich um elf Uhr stand er im Zimmer, weckte einen von ihnen und verschwand mit ihm.

Es kommt nicht häufig vor, aber wenn, dann zittern alle Knaben im Schlafsaal.

Eine halbe Stunde später steht Lehrer Egli im Zimmer: «Komm mit.» Der Bub folgt ihm in den Keller. «Ich möchte mich entschuldigen», presst er hervor, als er dem Lehrer in den Keller folgt. «So», lacht Lehrer Egli trocken auf, «das nützt dir auch nichts mehr.»



*Nach aussen hin war  
alles ganz normal.*



*Lachende Kinder-  
gesichter, doch wehe  
Herr Egli kam ins  
Spiel.*

Der Kellerraum ist ein niedriges, dunkles Gewölbe mit Gestellen auf beiden Seiten. Darin sind Fässer gelagert mit süßem und saurem Most, Kartoffeln, Apfel und Eier.

Dieser süßliche Geruch nach Äpfeln und Most macht dem Buben Angst. Schon ein paar Mal war er hier unten. Es war jedes Mal die Hölle. Schon greift der Lehrer in das oberste Fach des Gestells.

Ja da liegt sie, diese schreckliche Viehgeißel. Und damit sie ganz besonders intensiv zwickt, sind vorne in die Schnur drei Knoten geknüpft.

Egli nimmt die Hände des Buben und legt sie auf das Gestell, dann nimmt er die Geißel zur Hand. Die Schnur nimmt er doppelt, weil er im engen Raum kaum Platz hat. Dann schlägt er zu. Zwei-, drei-, viermal.... der Bub beginnt zu wimmern.

Nur nicht weinen! Doch er weiss, dass das Schlimmste noch bevorsteht. Nun heisst der Lehrer ihn die Hosen ausziehen. Der Bub kann sich vor Schmerzen kaum mehr bücken. «Los, mach vorwärts», Egli stösst ihm den Geisselgriff in die Nieren. Der Bub schreit. «Wer sich nicht benehmen kann, wie es der Brauch ist», hört er den Lehrer sanft sagen, «muss fühlen.» Schon schlägt er dem Buben mit dem Geisselknauf über die nackten Po- backen.

Der Bub schliesst die Augen und beisst auf die Zähne. «Wenn doch alles nur schon fertig wäre.» betet er inbrünstig. Er weiss, dass der Lehrer noch mehr von ihm verlangt.

Es würgt ihn im Hals, wenn er daran denkt...

Seit seinem Austritt aus dem Heim hat der Bub nie mehr Apfelsaft oder sauren Most getrunken. Er kann den süsslichen Geruch nicht ertragen. Und er weiss, dass es anderen ehemaligen Zöglingen aus dem Heim ähnlich ergeht. Stand im Heim Most, verdünnt mit Wasser, auf dem Tisch, wechselten viele Buben freiwillig zu Wasser über. Der Heimleiter wunderte sich zwar, ging aber nie darauf ein. Ob er ahnte, was da im Keller der Anstalt vor sich ging, hat der Bub nie erraten.

## Die Begegnung mit dem Landjäger

Pia, in K., 1937

Jede Nacht dasselbe: Der Bauer versucht die Tür zu ihrer Kammer aufzustossen. Er klopft und zischt: «Aufmachen». Pia (14) liegt im Bett, die Decke über den Kopf gezogen und versucht einfach nicht hinzuhören. Irgendwann gibt er sicher auf. Doch der alte Mann ist hartnäckig. Jede Nacht versucht er es einzweimal. Pia ist so verängstigt, dass sie an einem lauen Sommerabend einfach vom Hof weggeht.

Es ist schon fast dunkel, sie strebt dem nahen Wäldchen zu, blickt ein paar Mal zurück. Es ist alles ruhig, kein Mensch ist zu sehen. Sie setzt sich am Walrand nieder, schaut zurück auf den Hof, wo sie nun seit mehr als einem Jahr als «Mädchen für alles» arbeitet: im Haus, im Stall und auf dem Feld.

## Altersgrenze für die sexuelle Mündigkeit

**1844** (Waadtländer Strafgesetzbuch): 12 Jahre

**1897** (Waadtländer Strafgesetzbuch): 14 Jahre

**1942** (Schweizerisches Strafgesetzbuch): 16 Jahre für heterosexuellen Geschlechtsverkehr. Nach Artikel 194 (der «widernatürliche Ausschweifungen» bestraft...) wurde die Mündigkeit für homosexuellen Geschlechtsverkehr mit 20 Jahren erreicht.

**Geltendes Recht** (Schweizerisches Strafgesetzbuch): Die sexuelle Mündigkeit tritt in der Schweiz mit 16 Jahren ein. Auch wenn einer/eine der Beteiligten unter 16-jährig ist, machen sich Jugendliche nicht strafbar, sofern der Altersunterschied zwischen den beiden nicht mehr als drei Jahre beträgt (z.B. zwei Personen von 14 und 17 Jahren).

**Die Verführung** Bis 1992 bestraft das Schweizerische Strafgesetzbuch die «Verführung» mit den folgenden Worten:

*«Wer eine Unmündige von mehr als 16 Jahren, aber weniger als 18 Jahren durch Missbrauch ihrer Unerfahrenheit und ihres Vertrauens zum Beischlaf verführt, wird auf Antrag mit Gefängnis bestraft.»*

Anmerkung: Dieser Tatbestand war nur erfüllt, wenn ein Mädchen betroffen war, nicht aber beim verführten männlichen Minderjährigen.

Faculté de Droit de l'Université de Lausanne  
Anouk Neuenschwander & Mercedes Novier

Ihr Vormund S. W. hat sie damals hergebracht und gesagt: «Wenn du recht tust und fleissig bist, dann schauen wir später weiter.» Die Zeit ist vergangen, die Schule vorbei, aber guter Rat ist immer noch teuer. Pia hat die Hoffnung nie aufgegeben, aber diese Hoffnung schwindet immer mehr, weil der Vormund sich nie mehr blicken lässt und die Annäherungsversuche des Bauern immer impertinenter werden. Sie schläft immer schlechter, ihre Nerven sind angespannt und von der Bäuerin bekommt sie nur selten ein gutes Wort.

Noch ist es nicht ganz dunkel, sie folgt vorsichtig einem Pfad, der zu einer Lichtung führt, wo sie sich unter eine Tanne legt und in die Nacht hineinhört, manchmal schreit ein Käuzchen, manchmal hört sie vom Dorf her eine Glocke schlagen. Sie ahnt nicht, dass man ihr Verschwinden auf dem Hof rasch festgestellt und den Vormund benachrichtigt hat.

Am Morgen verlässt Pia den Wald, macht einen weiten Bogen um das kleine Dorf, wo sie jeden Tag die Milch in die Käserei bringen musste. Sie weiss, dass fast jeder sie dort kennt. Ein Fuhrwerk kommt ihr entgegen.

Der Bauer hält die Pferde an und erkennt sie: «Was machst du denn so früh schon hier? Wo willst du hin?» Pia ist ein intelligentes Mädchen. Sie fragt zurück: «Könnt Ihr mich ein Stück mitnehmen?»

«Ja, ja steig nur auf. Wohin gehts denn?»

«Zu meiner Mutter», weicht sie aus. Schön wärs, denkt sie, aber die Mutter ist seit zwei Jahren tot und der Vater verschwunden. Die Pferde ziehen an, der Wagen holpert zur Hauptstrasse, dann geht es in flottem Tempo

*Gejagt und geplagt,  
wehrlos, aber voll innerer  
Wut und Scham,  
ertrug Pia die Verge-  
wältigungen.*



ins Nachbardorf, wo der Bauer sie absetzt und Pia zu Fuss weitergeht. Pia ahnt nicht, dass sie schon hinter ihr her sind.

Zwei Tage ist sie schon unterwegs, ernährt sich von Rüben und Obst, in einer Bäckerei hat sie ein Stück Brot und eine Tasse Milch erhalten. Das war ein Fehler. Die Bäckersfrau hat es sofort gemeldet. Pia schläft weit draussen in einem Riet in einem Streueschopf. Es ist warm, die Streue ist ganz frisch und die Halme beissen sie. Erst als der neue Tag durch

## Vergewaltigung heute

Vollzug des Geschlechtsverkehrs gegen den Willen einer Person, häufig verbunden mit der Anwendung körperlicher Gewalt. Vergewaltigungen werden fast immer nur von Männern begangen. Opfer sind sowohl Frauen als auch Kinder.

Häufig sind die Täter psychisch gestört. Sie finden es besonders lustvoll und erregend, wenn eine Frau sich massiv gegen den Geschlechtsverkehr wehrt. Andere Männer wiederum sind unfähig, sich auf normalem Wege einer Frau zu nähern und sehen in der Vergewaltigung die einzige Chance für körperlichen Kontakt.

Bei den Opfern führt die Vergewaltigung oft zu psychischen Schäden, die nur schwer heilbar sind. Viele Frauen schweigen aus Scham und erstatten gegen den Täter keine Anzeige. Selbst in Ehen finden in der Schweiz jährlich etwa 200.000 Vergewaltigungen statt. Viele Frauen erdulden die Nötigungen der Ehemänner stillschweigend. Nur in den seltensten Fällen kommt es hier zu einer Anzeige.

Die Ritzen scheint, schläft sie ein, voller Angst vor dem nächsten Tag, denn sie hat keine Ahnung, wo sie hinsoll. Nur weit weg von diesem Elend auf dem Bauernhof; vielleicht helfen ihr die Schicksalsmächte.

Doch das Schicksal kennt keine Gnade. Sie erwacht, als jemand um den Gaden schleicht. Sie setzt sich auf und horcht. Durch einen Spalt in der Wand sieht sie einen Mann, der sich dem Tor nähert. Jetzt reißt er die Tür auf, kommt herein. «So, du Fotzeimädchen, zeig dich, ich weiss schon, dass du da bist. Komm heraus.» Pia überlegt, was sie tun kann? Sie hält den Atem an, sie lauscht, dann, als sie glaubt, der Mann sei hinausgegangen, springt sie vom Streustock. Sie landet unsanft auf dem harten Boden, fällt hin und schon steht der Mann über ihr. Langsam zieht er den Gurt aus der Hose. Er setzt ihr einen Fuss auf den Hals, dann schlägt er ihr den Gurt ins Gesicht. Ihre Wange platzt, ihre Augen schwellen an. Sie versucht zu schreien, doch der Mann hält ihr die Hand über den Mund. «Sei nicht blöd, hör auf zu schreien, es hört dich niemand.» Er hilft ihr auf die Beine, zieht sie an sich und versucht sie zu küssen. Sie wehrt sich, und je mehr sie sich wehrt, um so heftiger macht der Mann sich über sie her. Er reisst Pia die Kleider herun-

ter, wirft sie in die Streue. Sie wehrt sich verzweifelt, aber sie ist nicht stark genug, um ihn abwehren zu können. Sie weiss, dass sie ihm ausgeliefert ist, denn sie kann kaum mehr sprechen, sie sieht jämmerlich aus mit dem geschwellenen Gesicht, der ganze Körper schmerzt von den Schlägen.

Später redet er plötzlich ganz ruhig mit ihr. «Du kommst jetzt mit mir. Dein Vormund hat mir den Auftrag gegeben, dich zu suchen und ihm zuzuführen. Aber in diesem Zustand sollte er dich nicht sehen.» Er lacht

verlegen. «Ich muss dir die Hände zusammenbinden, sonst haust du ab.» Pia starrt den Mann an. Ja, sie kennt ihn. Er ist Landjäger, und sie hat schon gehört, dass er dumm und einfältig sei und darum keine Frau bekommen habe.

Er schleppt sie mit sich, ein paar Mal versucht sie ihm zu entkommen, doch sie hat keine Chance. Er quartiert sie im oberen Stock seines Hauses in einem kleinen Zimmer mit einem kleinen Fensterchen ein.

Er bringt ihr eine Schale mit Milch und ein Stück Brot. Sie hat zwar schrecklichen Hunger, doch sie rührt nichts an.

Zweimal taucht er in der Nacht auf, kämpft mit ihr, sie beisst ihn in die Hand, in seinen Fuss. Sie zerkratzt ihm den Rücken. Es nützt nichts, er ist stärker. Am Morgen bringt er ihr frisches Wasser und schaut zu, wie sie sich wäscht. Und dann schliesst er sie ein und geht weg.

Später führt er sie dem Vormund zu und erklärt, dass er sie auf-gegriffen und sie «wahrscheinlich» einen Unfall gehabt habe. Pia hört zu, die Sätze brennen sich fest in ihrer Seele. Eines Tages, denkt sie, eines Tages...

## Und wehe, du sagst nur ein Sterbenswörtchen

Marianne, 1955 im Bernbiet

Müeti hat Migräne, wie so oft. Dann zieht sie sich jeweils in ihr Zimmer zurück und ist den ganzen Tag nicht mehr zu sehen. Kein Problem für ihre Söhne Walter und Karl. Auch sie sind froh, wenn sie ihre herrische Mutter nicht immer um sich haben. Sie wissen, was sie zu tun haben, und dazu brauchen sie s'Maitli, wie sie Marianne gemeinhin nennen.

Karl ruft ihr aus der Küche: «Komm mit, ich brauche dich auf dem Feld.» Marianne geht ungern mit. Ihr schwant Unheimliches. Und wirklich, kaum sind sie auf dem Feld, packt zuerst Karl die 10-Jährige, schleppt

*Wie gerne wäre sie wieder klein und unbeschwert gewesen. Doch Marianne konnte sich in ihrer grossen seelischen Not nicht mehr an ihre Zeit daheim erinnern.*



sie hinter einen Busch, zieht ihr mit einem Ruck die Unterhosen runter und drückt sie zu Boden. Marianne wehrt sich, sie versucht ihn in die Hand zu beissen, ihr Beine gegen seine Genitalien zu schlagen. Es nützt alles nichts. Sie hat die Kraft nicht, gegen den 20-jährigen jungen Mann anzukommen.

Karl steht auf, schaut sie lächelnd an: «Los Meitschi, du wirst langsam aber sicher kräftig.» Marianne dreht den Kopf ab. Sie mag nicht mit ihm sprechen. Karl knöpft die Hose zu und kommt hinter dem Busch hervor. Fertig, ruft er seinem Bruder zu. Der springt vom Wagen und grinst: «Dann bin ich an der Reihe.» Marianne hört ihn kommen. Sie hat die Unterhose bereits wieder heraufgezogen und rennt davon. Doch Karl und Walter sind mit einem Satz bei ihr. «Hiergeblieben! Wir sind noch nicht fertig mit dir.» Walter packt das zappelnde Kind um die Hüften und trägt sie hinter den Busch. «Jetzt bin ich dran.» Karl kommt und hilft ihm Marianne halten. Walter kommt rasch und ohne Umschweife zur Sache. Marianne ist verkrampft, ihr tut alles weh, sie schreit, sie spuckt, sie wehrt sich. Doch sie hat keine Chance. Die beiden Brüder kennen Marianne sehr genau und wissen auch, wie sie sie halten müssen, damit sie ihnen nicht gefährlich werden kann. Seit Marianne grösser ist, helfen sich die Brüder gegenseitig. Früher, als sie noch kleiner war, mit sechs Jahren, war dies noch kein Problem.



Walter ist fertig und zieht die Hosen hoch. «Halt mal», sagt Karl, «Ich will noch einmal. Zusehen macht Hunger.» Die Brüder wechseln ihre Plätze. Marianne liegt nur noch still da. Sie weiss, dass das Wehren nichts bringt. Sie tun es, wann und wo immer sie wollen. Kein einziges Mal haben sie von ihr gelassen, nur weil sie ausgeschlagen hat. Im Gegenteil, einmal haben die Brüder sie kopfüber an einen Baum gehängt und mit faulen Äpfeln beworfen. Marianne denkt mit Schaudern daran zurück, wie ihr immer elender wurde, das Blut im Kopf pochte und sie plötzlich nichts mehr wusste.

Wenn nur wenigstens Jakob, der Bauer, sich nicht auch noch an ihr vergreifen würde.

Karl ist fertig. Gibt Marianne einen Klaps auf den Po: «Fein gemacht.» Steht auf, zieht die Hosen hoch, und die Brüder gehen aufs Feld arbeiten, ganz so, als kämen sie gestärkt von einer Pause zurück. Marianne liegt am Boden. Ihr ist übel. Sie weint. Und obwohl sie seit Jahren von den drei Männern auf dem Hof missbraucht wird, hat sie sich nie daran gewöhnen können. Im Gegenteil. Da verstärkt sich langsam aber sicher ein neues Gefühl. War sie mit sieben oder acht Jahren «froh», dass sie missbraucht, und nicht wieder aufs Übelste geschlagen wurde, so macht sich mehr und mehr ein neues Empfinden in ihr breit. Sie erträgt die Blicke der Männer auf ihren Schambereich kaum noch.

Schämt sie sich? Sie kann es sich nicht erklären, aber sie spürt, wie in ihr alles tot ist. Wie sie nach jedem Mal den starken Wunsch hat, sich zu übergeben und zu waschen. Doch das mit dem Waschen ist so eine Sache. Marianne darf einmal die Woche frische Kleider anziehen und sich an einer Schüssel waschen. Ihre Unterhose ist verklebt und das Sperma in der Scheide juckt und brennt. Vor allem bei heissem Wetter. Die Scheide ist rot entzündet und Marianne tut sich schwer, in der Schule oder am Esstisch still zu sitzen. Immer wieder versucht sie sich heimlich zu kratzen. Doch Mütis Blick entgeht gar

## **Mangelnde Pflegekinderaufsicht**

Am meisten liess die Pflegekinderaufsicht in den Landgemeinden zu wünschen übrig, wo die Aufsichtsrorgane vielfach durch verwandtschaftliche, nachbarliche oder wirtschaftliche Rücksichten in der Erfüllung ihrer Aufgaben behindert wurden. Wurden Familien in den eigenen Gemeinden keine Kinder mehr anvertraut, wandten sie sich einfach anderswohin und bekamen in der Regel wieder Kinder zur Pflege.

nichts. Schon haut sie dem Kind am Tisch wieder den Holzlöffel über die Hand. Auch in der Schule wird das Kind mehr und mehr ausgegrenzt. «Du stinkst grässlich», rümpfen ihre Klassenkameraden die Nase. Auch

## Von Gesetzes wegen

Immer wieder wurden Fälle bekannt, wo Pflegekinder bei ungeeigneten Pflegeeltern untergebracht waren, körperlich und seelisch misshandelt, sexuell missbraucht oder durch Arbeit überanstrengt wurden. Jahrelang wurden selbst Regierungsmitgliedern «gelegentlich von ganz zuverlässiger Seite fast haarsträubende Beispiele erzählt». Diese Übelstände gaben der Staatswirtschaftskommission des Berner Grossen Rates im Jahr 1932 Anlass zu einem Postulat, worin eine wirksamere Gestaltung der Pflegekinderaufsicht verlangt wurde. Die zum Teil emotional geführten Voten beleuchteten die wenigen Licht-, aber vielen Schattenseiten im Pflegekinderwesen.

Bereits 1931 wurde im Kanton Bern ein kantonales Jugendamt geschaffen, welches sich besonders den Pflegekindern zuzuwenden hatte. Auf eidgenössischer und kantonaler Ebene wurden Gesetze gegen die Tuberkulose erlassen (29. März 1932), welche das Halten von Pflegekindern von einer Bewilligung abhängig machten. Diese Vorschrift bezog sich jedoch nur auf behördlich versorgte Kinder.

die Lehrerin macht um Marianne einen weiten Bogen. Kommt sie ihr zu nahe, hebt sie abwehrend die Hand. «Bitte verschon mich mit deinem Gestank.» Marianne schämt sich schrecklich. Vor allem, als die Lehrerin vom Estrich eine Bank herunterholen lässt und Marianne alleine ganz zuhinterst in der Schulstube sitzen muss. Nun sieht das Kind kaum mehr zur Tafel.

Allein auf dem Hof, allein in der Schule. Marianne trägt schwer an ihrem Los. Sie wird immer schweigsamer und bedrückter. Auf dem Heimweg versucht sie ihr Leiden jeweils zu mildern, indem sie rasch in den Bach steht und die Scheide auswäscht. Doch die Entzündung ist manchmal so stark durch den praktisch täglich wiederkehrenden Akt der Vergewaltigung, dass das bisschen Wasser kaum mehr Kühlung bringt. Selbst im Winter steht sie in den Bach und versucht sich mit dem eisigen Wasser oder mit Schnee zu säubern.

Eines Nachts steht Walter wie so oft am Bett von Marianne. Marianne ist noch nicht richtig wach, liegt er schon auf ihr. Sie wehrt sich im Halbschlaf. Walter drückt ihr den Kopf ins Kissen. «Sei ruhig», zischt er ihr zu. «Oder willst du, dass alle wach werden?» Marianne schweigt. Sie weiss, wenn Müeti oder der Bauer dazu kommen, nicht Walter, sondern dass eben der «Totsch» bestraft würde.

Als er von ihr lässt, bemerkt er Blut zwischen Mariannes Beinen und auf dem Leintuch. «Wehe, du redest, dann wird etwas ganz

Furchtbares geschehen.» Marianne schweigt, dreht sich ab und Walter schleicht aus dem Zimmer.

Doch Mütis Augen sind überall. Sofort bemerkt die Frau am nächsten Morgen das Blut in Mariannes Bett. «Was war da los?» fragte sie Marianne scharf. «Ich habe zwischen den Beinen geblutet», erklärt das Kind ihr. Was hätte sie sonst sagen sollen? Müeti schüttelt den Kopf: «Das kann doch gar nicht sein, seit wann hat ein zehnjähriges Mädchen bereits Blutungen?» Doch Meitschis «Lüge» wird rasch aufgedeckt. Müeti findet auch im Bett von ihrem Sohn Blut.

Am nächsten Tag, als Müeti Mariannes lange Haare zu einem Zopf bindet, sagte sie zu ihr: «Du hast mich angelogen.» «Ich musste es so sagen», verteidigt sich Marianne schwach. Müeti hört schon gar nicht mehr richtig zu. Sie ist wütend, dass das Kind es gewagt hat, sie anzulügen. Der Grund ihrer Lüge interessiert die Frau gar nicht. Mit der hölzernen Bürste haut sie dem Mädchen immer wieder auf den Kopf. Marianne duckt sich, versucht den Kopf mit ihren Händen zu schützen. Die Schläge tun ihr weh. Sie schreit. «Ich mag es nicht, wenn man mich anlügt, du Sautotsch.» Erst als die Bürste bricht und die Teile durch das Zimmer fliegen, hört sie mit Schlagen auf.

«Und wehe dir, du sagst einer Person nur ein Sterbenswörtchen, dann werde ich dich für immer zum Schweigen bringen.» Müeti beruhigt sich langsam wieder und Marianne wagt den Einwand, dass sie halt gerne das Zimmer abschliessen würde, damit niemand in ihr Bett kommt. «Was, dein Bett!» Mütis Augen funkeln böse. «Das ist nicht dein Bett. Das ist **mein** Bett. Damit du das ein für allemal weisst!»

Mariannes Zimmer bleibt weiterhin offen.

# Sie sahen und hörten wohl

Prägend für die Verdingkinder war nicht nur die Art und Weise, wie die Pflegefamilie mit ihnen umsprang, die Nachbarn, der Pfarrer, der Lehrer und die Schulkinder spielten auch eine prägende Rolle. Wie wurden die Kinder in der Gesellschaft aufgenommen?

Wurde mit ihnen geredet und gespielt? Sah man ihre Not und reagierte? Oder sah und hörte man wohl, konnte oder wollte aber nicht einschreiten?

## Machst du dem Bauern auch wirklich keinen Ärger?

Paul, Thun, 1933

Pauls grosse Freude ist die Schule. Wie gerne macht er sich auf den Schulweg, und auch wenn ihn der Bauer oft zu spät weg schickt und er manchmal den ganzen Weg rennen muss, freut er sich, dass er wieder unterwegs sein kann. Dann hüpfet und springt er, sieht all die Schönheiten, die die Natur zu bieten hat, die duftenden Blumen, die Schmetterlinge, die Sonne, die seine nackten Arme wärmt und die Wolken, die weiterziehen. Alles erscheint ihm unterwegs noch farbenprächtiger und intensiver.

Paul geht gerne zur Schule. Zum einen lernt er gern und leicht, und er freut sich an all dem Neuen, das der Lehrer vorne an der Tafel zu erzählen weiss. Hier in der Schulstube spürt er, dass die Welt mehr zu bieten hat als die Kälte und Härte auf dem Hof seiner Pflegeeltern. Die Schule aber

ist für ihn auch Pause vom Alltag und ein geschützter Hort. Hier wird er nicht geschlagen, angetrieben oder mit Schimpfwörtern eingedeckt. Hier ist er ein Schüler wie jeder andere – fast wie jeder andere.

Pauls ärmliches Leben ist ihm unschwer an der Kleidung anzusehen. In Lumpen kommt er daher. Zerrissen und zerschlissen, armselig das Tuch. Die Hose, das



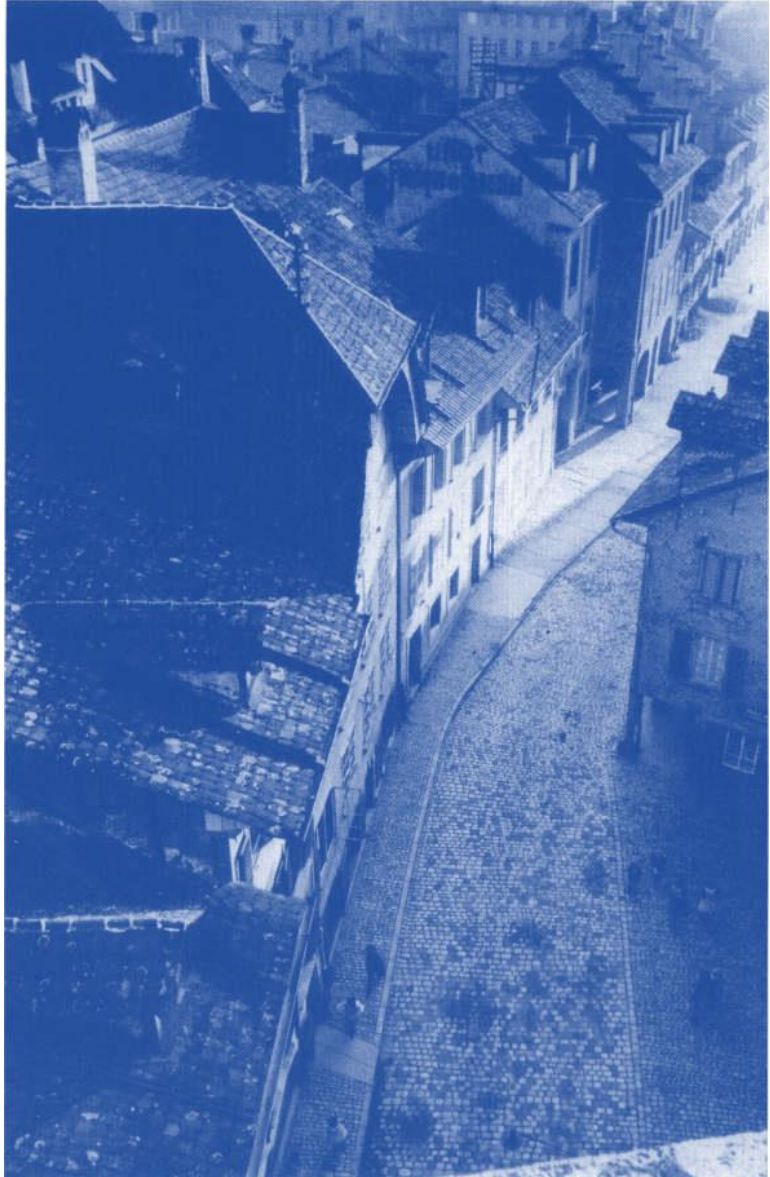
Hemd und die Jacke mal zu gross oder zu klein, je nachdem was die Pflegeeltern für den Buben gerade auftreiben.

Paul aber ist sein armseliges Leben auch körperlich anzusehen. Er ist bei weitem der Kleinste und Schmäliste. Ja, er ist so klein und mager, dass der Lehrer eines Tages die Notbremse zieht und sagt: «So geht es nicht weiter. Der Päuili verhungert noch vor unseren Augen. Päuili, du kommst weg.»

Päuili packt seine Siebensachen – viel ist es nicht, ein armseliges Bündeli – und wird zu einer älteren Frau gebracht. Diese Frau

*Pauls Alltag: Arbeit,  
von morgen früh bis  
abends spät.*

*Machst du dem Bauer  
auch wirklich keinen  
Ärger?*



gibt sich alle Mühe, den blassen, mageren Buben aufzupäppeln. Ja sie futtert ihn regelrecht auf. Paul staunt, was die Frau alles vor ihn hinstellt. Und immer heisst es: Greif zu, iss, damit du gross und stark wirst. Nach zwei Monaten ist die Herrlichkeit allerdings schon vorbei und Päuli kommt wieder zurück zum Bauern. Paul ist bitter enttäuscht. Ins-

geheim hat er so gehofft, dass dieses Leid nunendgültig ein Ende hat und er zu einem andern Bauern kommt. Im Innersten hat er sogar gedacht, dass er wieder heim zu seiner Grossmutter darf. Wie vermisst er diese Liebe und Fürsorge. Doch äusser den beiden kurzen Besuchen im Jahr ist kein Kontakt mehr da, und richtig reden konnte er auch nie mit ihr, weil ja der Bauer immer in der Nähe war. Da ist er also wieder. Beim

Bauern, der ihn wieder von früh bis spät abends schikaniert, schlägt und ausgrenzt. Auch der Menüplan bleibt der alte. Ein Brocken Brot zum Zmorgen und zum Znacht, etwas Röschi zum Mittag. Paul ist rasch wieder auf seinem alten «Fliegengewicht». Doch reagieren tut niemand mehr. Man schaut das Schicksal von Päuli als gottgegeben an. Er ist ja nur ein Verdingbub. Die haben eben ein hartes Los. Zudem weiss Paul, dass sich niemand mit dem Bauern anlegen mag.

Eines Tages steht Schwester Käthi wieder vor der Tür. Die Schwester mit der Brosche auf ihrer Tracht. Sie nimmt Paul mit. «Komm», sagt sie, «wir fahren in die Schulzahnklinikster Bahn. Diesmal in die entgegengesetzte Richtung. Dahin, wo er Vorjahren hergekommen ist. Dort, wo er die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht hat. Zur Grossmutter aber darf er nicht. Nach dem Untersuch in der Schulzahnklinik marschieret die Schwester mit dem Buben schnurstracks durch die Gassen der Stadt zum Büro des Advokaten Dr. Fässler. Er ist Pauls Fürsprecher.

Schwester Käthi klopft an und betritt das Vorzimmer. Die Sekretärin nickt den beiden freundlich zu. «Gehen Sie nur weiter. Er erwartet Sie bereits.» Schwester Käthi durchschreitet mit festem Schritt den Raum und klopft etwas zaghafter an die grosse, wuchtige Bürotür des Dr. Fässler.

Herein, dröhnt es von drinnen. Schwester Käthi öffnet die Tür, nur einen Spalt breit, winkt dem Buben und schiebt in vor sich in den Raum.

«Da sind wir.»

## Gotthelf und die Verdingkinder

Bei meinen Recherchen stiess ich immer wieder auf den Namen Jeremias Gotthelf und merkte, dass er einer der ersten Schweizer Schriftsteller überhaupt war, der das Thema Verdingkinder ernsthaft beschrieben hat. Vor allem aber erkannte ich, dass er das Schicksal verdingter Kinder gar nicht so sehr ins Negative überzeichnete, sondern nahe an der Realität blieb.

## Weitmaschiges Netz

Dass auf dem Gebiet der Pflegekinderaufsicht lange nicht alles zum Besten stand, bewiesen Jahr für Jahr die einlaufenden Klagen. Fast alle Beschwerden liessen sich bei näherer Betrachtung auf zwei Missstände zurückführen:

1. Die Pflegestellen wurden von den Versorgern zu wenig gewissenhaft ausgewählt. Viele Behörden, Familien und Vormünder begnügten sich mit einer mündlichen oder schriftlichen Vereinbarung, ohne zuvor den Pflegeplatz zu besichtigen oder bei den Behörden, dem Pfarrer oder Armeninspektor am Ort Erkundigungen einzuziehen.
2. Die Pflegekinderaufsicht hatte versagt, entweder, weil die Aufsichtsorgane in der Erfüllung ihrer Pflicht nachlässig, nicht geeignet oder zu wenig unabhängig waren.

Letzter Punkt spielte in den ländlichen Gemeinden, wo sich die meisten Pflegekinder aufhielten, eine ungewein wichtige Rolle.

Scheu steht Paul im Raum und wagt nicht, den Mann anzuschauen; er starrt auf seine Füsse. Er hat einen Heidenrespekt vor dem Herrn in dem grossen Büro mit den wuchtigen Ledersesseln. Herr Fässler kommt um den Tisch herum, gibt dem Buben die Hand und beginnt zu fragen: Wie es ihm gehe. Wie er in der Schule vorwärts komme. Ob er dem Bauer keinen Ärger mache.

Paul bringt äusser einem scheuen Aähhh oder Mmhhh keinen Ton hervor. Schwester Käthi beginnt an seiner Stelle zu erzählen. Was sie von den Pflegeeltern gehört hat. Paul hört zu, scharrt verlegen mit dem Schuh auf dem Teppich. Er hat nicht das Gefühl, dass die Schwester von ihm spricht. Alles mutet ihn so fremd an.

Schliesslich gibt Dr. Fässler dem Buben die Hand: «Auf Wiedersehen Paul. Gib dir weiterhin so Mühe.» Und schon stehen die beiden wieder draussen auf der Strasse.

Nie hat der eingeschüchterte Bub etwas zu sagen gewagt. Was hätte er auch erzählen sollen? Hätte das an seinem Dasein etwas geändert? Oder wäre er dann vom Bauern wieder tagelang eingesperrt und zuvor windelweich geprügelt worden? Paul wagt nicht daran zu denken. Er fühlt sich so allein auf dieser Welt. Mut, Zutrauen oder Zuversicht – er hat sie nicht.

Nur beim Küehüten, wenn er allein auf der Wiese sitzt und Zeit hat, dann geht er jeweils sein armseliges Leben Punkt für Punkt noch einmal durch. Vergleicht mit seinen Schulkameraden, mit anderen Verdingkindern aus der Gegend und weiss: Bei ihm läuft etwas schief. Und Paul ahnt, dass sich daran nichts ändern wird, bis er aus der Schule kommt.



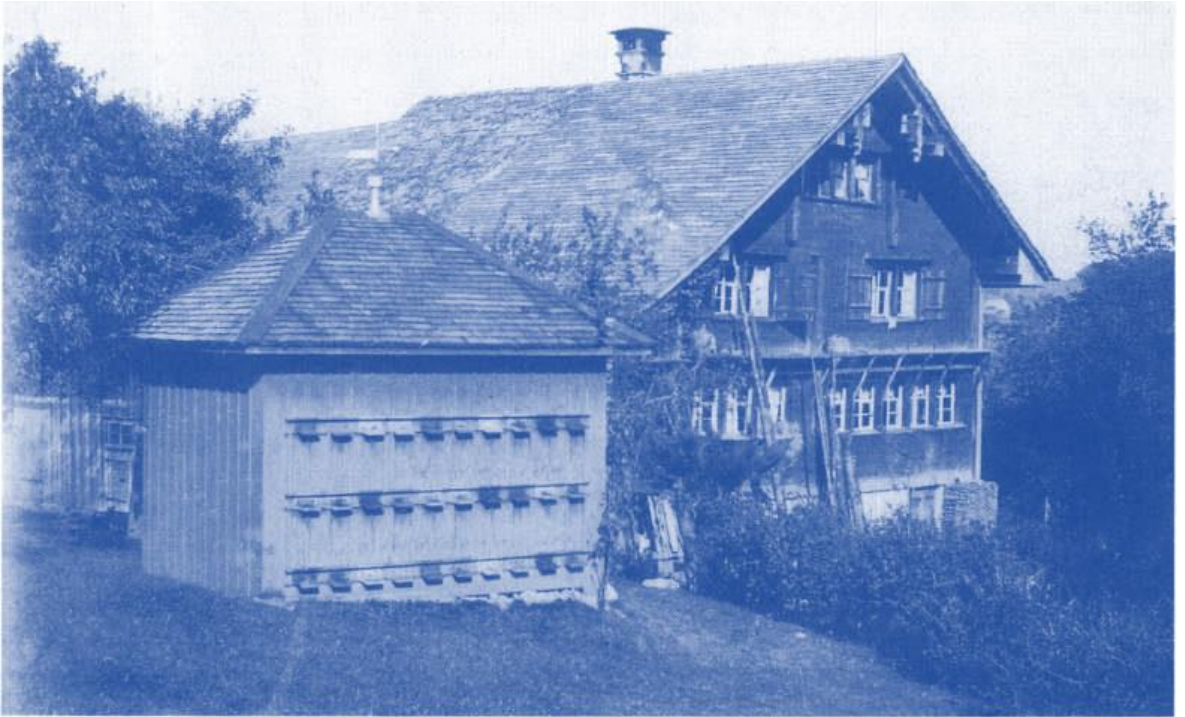
Neun Jahre lebte der Bub in Lumpen und verrichtete Zwangsarbeit. Die Lehrer sahen wohl, aber schauten weg, auch die Nachbarn und alle Kinder wussten ebenso über Pauls Schicksal Bescheid. Über sein Martyrium, sein armseliges Dasein, ohne Spiel und Liebe. Äusser der Frau, bei der er zwei Monate gelebt hatte, bot ihm niemand mehr die Hand.

Von einer ganz anderen Form der Nachbarschaftshilfe weiss man im St. Gallischen Mosnang zu berichten. In jenem damals kleinen Bergbauerndorf im Toggenburg, einer Region, die zu den ärmeren der Schweiz zählte, wo die Heimetli klein und stotzig waren und alle etwa gleich viel oder besser gesagt gleich wenig hatten, half man sich nach dem rasch aufeinanderfolgenden Tod eines Elternpaares auf ganz unbürokratische Art, die neun Kinder zu platzieren: Der Pfarrer riefs von der Kanzel herunter. Da wurde keine Fürsorge eingeschaltet, kein Vormund, keine Polizei.

## Wer will eines der Scherrer- Kinder?

Barbara, Mosnang 1904

Es ist Sonntagmorgen. Die Glocken rufen zum Gottesdienst. Die grosse Kirche mitten im kleinen Toggenburger Bauerndorf ist wie jeden Sonntag bis auf den letzten Platz besetzt. Die Männer stehen auf der einen Seite der Kirche, in ihren für diese Region so typischen braunen Hosen aus festem Tuch, und halten den Hut in den Händen. Auf der anderen Seite stehen die Frauen in ihren einfachen, dunklen Sonntagskleidern, zwischen ihnen die Kinder. Ihre Köpfe sind gebeugt und die Hände zum Gebet gefaltet. Sie danken Gott für seine Güte und Fürsorge. «Wir setzen uns». Die Gemeinde nimmt laut vernehmbar Platz. Ein Kind weint, ein Mann schnäuzt sich geräuschvoll die Nase. Da und dort ein gedämpftes Husten. Alle Köpfe sind zur Kanzel gerichtet, wo der Herr Pfarrer die Bibel aufgeschlagen hat. «Bevor ich mit der Messe beginne», wendet er sich mit seiner



*Vater starb drei Monate nach Mutter. Von einem Tag auf den anderen wurden die Kinder fremdplatziert und das Elternhaus stand leer.*

tiefen, vollen Stimme an die Männer und Frauen, «habe ich noch ein Anliegen. Wir alle wissen, dass Scherrers Johann Baptist im Alter von nur 45 Jahren vor Wochenfrist gestorben ist.»

Der Pfarrer schaut zur vordersten Bank, wo die neun Scherrer- Kinder mit gesenkten Köpfen und zum Teil mit Tränen in den Augen sitzen. Nur das Jüngste von ihnen, Barbara, schaut mit grossen Augen im Kirchenschiff umher. Das letzte Mal ist sie mit Vater hier gewesen, erinnert sich die Zweijährige. Er hat sie bei der Hand genommen, durch die grosse Kirche geführt und sie dann auf seinen Knien sitzen lassen, damit sie auch ja alles sähe. Jetzt ist sie mit ihren Geschwistern allein gekommen. Warum, kann sie nicht so recht verstehen. Der Pfarrer hat sie begrüsst und ganz vorne in die Bank gesetzt. Das ist neu. So weit vorne ist sie bisher noch nie gesessen.

Sie schaut auf ihre Geschwister. Wisel weint leise vor sich hin und auch Trudi wischt sich eins ums andere Mal die Tränen aus den Augen. Barbara schaut zum Pfarrer hoch. Sie hat den Namen ihres Vaters gehört.

«Johann Baptist Scherrer ist nach kurzer schwerer Krankheit von uns gegangen. Wir alle kannten ihn als einen aufrechten Bürger, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er war durch seinen bodenständigen, guten Charakter und sein Leben in treuer religiöser Pflichterfüllung von allen hoch geachtet. Aber den frühen Tod seiner lieben Frau Anna Maria hat er nie ganz

überwinden können. Sie starb zu Jahresbeginn, erlöst von ihrem langen, schweren Leiden. Sie ist ihrem Mann stets mit Mut, Gottvertrauen und Gottergebenheit als treue Helferin zur Seite gestanden. Die beiden Ehegatten haben mit jugendlicher Kraft und grosser Schaffensfreude ihr kleines Bauerngewerbe bewirtschaftet und 12 Kindern das Leben geschenkt. Neun von ihnen weilen noch unter uns.» In der Kirche ist es ganz still geworden, kein Räuspern ist zu hören, nur hie und da ein leises, verhaltenes Schluchzen.

«Es war Scherrer Johann Baptist in seiner letzten Stunde ein Anliegen», fährt der Pfarrer auf der Kanzel fort, «dass seine neun Kinder, alle noch unmündig, ein rechtes Plätzchen bekämen, und dies nicht zu weit von der elterlichen Scholle entfernt. So frage ich denn Sie, liebe Gemeinde, wer für Scherrers Kinder einen Platz zum Schlafen hat. Ihnen Wärme und Gottes Gnade zukommen lassen mag und für den Schulbesuch und die religiöse Unterweisung besorgt ist. Scherrers Kinder sind alle gesund und wacker geraten.

Lasset uns beten.»

So kommt es, dass die Kinder praktisch von der Kanzel herab fremdplatziert werden. Noch sind die Glocken nicht verklungen, als die ersten Scherrer-Kinder bereits unter dem Volk «verteilt» sind. Alle wissen vom plötzlichen Tod des Johann Baptist Scherrer. Es ist ein Schock. Niemand hat damit gerechnet. «Die armen Kinder», zeigte man Erbarmen.

Noch vor wenigen Tagen war er kerngesund im Dorf unterwegs, dann bekam er eine Lungenentzündung. Acht Tage später war er tot. Der Hinterschied seiner Frau muss ihm das Herz gebrochen haben, mutmassen die

## Ein Schweizer Phänomen?

Verdingkinder sind nicht nur ein schweizerisches Phänomen. Parallelen finden sich auch im umliegenden Ausland – im Süddeutschen beispielsweise kannte man die «Schwabenkinder», Kinder aus dem Vorarlbergischen und Graubünden, welche bei reichen Bauern saisonal als Hütekinde arbeiteten. Aus Norditalien sind die «Spazzacamini», die Kaminfegerbuben bekannt.

Einheimischen. Sie starb vor drei Monaten an einer schweren Magenkrankheit. Sie war eine liebevolle Mutter, die ihre Küklein um sich scharte und manchmal mit einem vermittelnden Wort den Frieden wieder suchte, wenn der Vater gar streng mit dem einen oder anderen Kind ins Gericht ging. Wen wundert es, dass die Kinder liebend gern bei der Mutter im Keller sassen und ihr zusahen, wie sie am Webstuhl das Schifflein mit den bunten Fäden hin und her sausen liess. Und gross war ihre Freu-

## Das Herz auf dem rechten Fleck

Es ist durchaus möglich, ja mehr als bloss wahrscheinlich, dass er hundertprozentig recht hat, nämlich, dass sich wirklich zu wenig Männer und Frauen vorfinden, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, denen es nicht an Zivilcourage gebricht, einzugreifen, wenn ihnen eine unverantwortliche Unmenschlichkeit, begangen an Kindern, Wehrlosen und Enterbten, zur Kenntnis gelangt. Die von Herrn Dürrenmatt angeprangerte Gesinnungsfeigheit kann nicht geleugnet werden; sie erweist sich, wie er treffend sagte, als «traurige Wahrheit».

C.A. Loosli, in ERZIEHEN, NICHT ERWÜRGEN!, In: Vorwärts, Basel, 2.8.1945.

de, wenn sie wieder einen Ballen Tuch an den Arbeitgeber abliefern konnte. Jeder Batzen war in der grossen Familie willkommen, denn das einfache Berg-Heimet, wie die Toggenburger ihren Hof nennen, brachte trotz vieler Arbeit nur einen geringen Ertrag ein. Das Land war hügelig und schwer zu bewirtschaften. Vielleicht war dies ein Grund, warum Mutter Scherrer nie gross Aufhebens um ihr Leiden machte. Bis es dann zu spät war und sie nicht mehr operiert werden konnte. Die letzten zwei Jahre lag sie nur noch im Bett. Vor drei Monaten dann starb sie. Ein halbes Jahr vor ihrem Tod hatte sie noch zusehen müssen, wie ihr Jüngster, August Gottfried, nur sieben Monate nach der Geburt wieder hat gehen müssen.

Bereits unter der Kirchentüre verhandeln die Dorfbewohner, wo welches Kind wohl am besten aufgehoben sei.

Johann Baptist, mit seinen 17 Jahren der Älteste, ist mit seiner jugendlichen Kraft ein begehrteter Gehilfe. Er kommt zu seinem Nachbarn als Knecht. Dem Zweitgeborenen, Josef Georg, und dem Drittgeborenen, Josef Alois, ist das gleiche Schicksal bestimmt. Auch sie werden an einen Bauern im Dorf verdingt. Alois soll noch gleichentags von seinem Götti abgeholt werden. Doch der 15-jährige Bub versteckt sich unter der Scheune, bis der Götti unverrichteter Dinge wieder abzieht. Alois will nicht zu ihm, weil er dann nicht mehr täglich auf das Grab seiner Eltern gehen kann. Der Götti

*Johann hörte die Worte  
des Pfarrers. Er schloss  
die kleine Barbara  
sofort in sein Herz.*

Herr,  
gieb ihm  
die  
ewige  
Ruhe!



Und  
das ewige  
Licht  
leuchte  
ihm!

**Zum frommen Andenten**  
an unsern innigstgeliebten Sohn und Bruder  
**Johann Bapt. Brändle**  
Gottingen, Mosnang  
geb. den 31. Juli 1880; gest. den 7. Juli 1904.

Früh rief dich Gott zu sich zurück,  
Und führte dich zu höherm Glück.  
Hier welkte nur die Knospe hin,  
Am Jenseits schöner aufzublü'h'n.

**Gebet.**  
O Herr, allmächtiger Gott, wir bitten Dich, Du  
wollest durch dein vergossenes kostbares Blut die  
Seele deines Dieners Johann Bapt. in die ewigen  
Freuden einführen, der Du lebst und regierst in  
Ewigkeit. Amen. Vater unser. Ave Maria.

Gedenket des lieben Verstorbenen in Euren  
frommen Gebeten und guten Werken.

**R. I. P.**

lebt in einem kleinen Weiler etwas ausserhalb des Dorfes. So kommt er dann also als Verdingbub zu einem nahen Nachbar.

Eines nach dem anderen wird aufgenommen. Maria Gertrud (10) findet neue Pflegeeltern, Karl Jakob (8) wird von Lehrer Hobi heimgenommen,



*Die Geschwister wurden auseinandergerissen und in verschiedenen Familien untergebracht. Dem Zusammenhalt tat dies keinen Abbruch. Im Gegenteil. Sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Dieses Bild entstand drei Jahre nach dem Tod ihrer Eltern. Barbara, vorne, 2. v.l.*

Johann Georg (7) und Meinrad (6) finden ebenfalls einen Platz bei Nachbarn. Anna Maria (4) wird von ihrem Paten, dem Pfarrer, und dessen Frau mitgenommen, und die kleine Maria Barbara (2) hat das Herz des 18-jährigen Johann Brändli erobert. Er hat in der Kirche gerührt den Worten des Pfarrers gelauscht und noch auf dem Kirchplatz seine Eltern und Geschwister gebeten: «Kommt, wir nehmen eines mit. Ich kann ja nicht mehr arbeiten. Aber zu einem Kind sehen, dazu reichen meine Kräfte noch alleweil. Ich habe so wieder eine Aufgabe. Das Kind soll euch keine Bürde sein.»

Der junge Johann Brändli, Sohn einer Bauernfamilie, leidet seit geraumer Zeit an Schwindsucht. Er ist körperlich bereits so schwach, dass er keine Arbeiten mehr auf dem Hof ausführen kann. Er ist zum Zuschauen verdammt, ein Umstand, der dem jungen Mann vielleicht mehr zu schaffen macht als das Wissen um seine Krankheit. Er weiss, dass er nicht alt werden wird.

So kommt es, dass die kleine Barbara an der Hand des jungen Johann heimmarschiert. Sie ist verwundert über die ungeahnte Aufmerksamkeit,

die ihr so plötzlich zuteil wird. Da und dort wird ihr mitfühlend noch rasch über das Haar gestrichen, werden ein paar liebe Worte gesagt oder man schaut sie mitleidig an.

Ein schwieriger Augenblick aber ist der Abschied von den anderen Geschwistern. Da spürt Barbara ganz deutlich, dass etwas ganz Trauriges im Gang ist. Noch einmal stehen alle Scherrer-Kinder zusammen und geben sich die Hand. Die Kleineren umarmen sich und weinen. Die drei Grossen, Johann, Josef und Alois, stehen steif daneben und kämpfen mit den Tränen.

Und als sie all ihre Geschwister in verschiedene Richtungen davonlaufen, weiss sie für einen Moment gar nicht, wie ihr geschieht. Soll sie Johann nachrennen oder Maria, der grossen Schwester? Da nimmt sie der Johann Brändli an der Hand und schaut sie lieb an: «Komm, Barbara. Du kannst mit mir kommen. Du wirst es gut haben bei uns. Ich heisse Johann.» Und weil der Johann so gütig schaute und so heisst, wie ihr grosser Bruder und auch gleich gross ist, fasst sie rasch Vertrauen und geht mit ihm.

Für Barbara beginnt eine strenge, aber schöne Zeit in der Obhut einer neuen Familie.

Die Kinder kamen praktisch vom Kirchplatz weg in neue Familien. Zwar hatten es vor allem die grösseren Buben an ihren Pflegeplätzen sehr streng. Sie wurden verdingt und hatten für ihren Lebensunterhalt aufzukommen, doch sie waren mehr als nur geduldet und gern gesehen im Kreise ihrer neuen Familien. Auch in der Schule, so wissen die Nachkommen zu berichten, wurden die Scherrer-Gofen nicht ausgegrenzt. Sie waren ein Teil der Dorfgemeinschaft.

Barbara wuchs in ihrer neuen Familie auf, als wäre sie das eigene Kind. Es fehlte ihr an nichts. Alles war da, ein Bett, genügend zu essen und die Fürsorge und Liebe der Familie.

## **Berufslehre – Zur Landarbeit erzogen**

In früheren Zeiten liessen die Gemeinden verdingte Kinder nur selten einen Beruf erlernen. In der Regel mussten diese später als Knechte oder Mägde ihr Auskommen suchen. Diese Tätigkeit entsprach dem Ideal der Erziehung armer Kinder und war dem Stand der Armen angepasst. Die armen Kinder wurden «tüchtig zur Landarbeit, aber weniger zum Schulbesuch angehalten, Kinder, die so erzogen wurden, sind in ihrem späteren Leben gewöhnlich ländliche Dienstboten. Der Manufakturarbeit sind sie selten kundig, noch weniger haben sie Gelegenheit, ein Handwerk zu erlernen».

Johann, ihr Beschützer, starb nach zwei Jahren. Für die Familie aber blieb die kleine Barbara Teil der Gemeinschaft und sie pflegte das Erbe Johanns sorgsam weiter. Trotz allem wurde Barbara mit dem Grösserwerden in die Arbeit eingespannt. Sie hatte es streng, es war ein karges Leben; es war ein Leben, wie es unzählige Toggenburger Bauernkinder auch führten. Das unbürokratische Verhalten der Dorfgemeinschaft aber bewirkte, dass sich die Scherrer-Kinder vor allem nie aus den Augen verloren. Sie begegneten sich regelmässig, auf der Strasse oder in der Schule.

## «Lass sie nur reden!»

Sepp, Thurgauer Seerücken 1942

«Jaja, schaut nur», denkt Sepps Vater ungehalten, wenn er am frühen Morgen mit der geschulterten Sense durchs kleine Dorf geht – den Blick gesenkt. Denn aus den Augenwinkeln sieht er die «Herren» schon, wenn sie vor der Stalltür stehen und ihm hämisch grinsend oder abschätzig, mit schrägen Mäulern, nachsehen. Auch der kleine Sepp, der seinen Vater begleitet, sieht es, und fragt seinen Vater: «Was haben die? Warum schauen sie so?» «Lass sie einfach. Weisst du, Seppli, wenn wir auch so einen Hof hätten, dann wäre das etwas anderes. Aber das haben wir nicht, und darum sind wir weniger wert, wir sind nur arme Leute.» Sie gehen weiter. Der Bauer oben an der Stalltür ruft hinter ihnen so laut: «Ketzer!», dass Sepp und sein Vater es hören müssen. Es ist das Übliche: Man will den beiden Angst einjagen. Sepplis Vater gilt nicht viel, er ist ja nur ein ehemaliger Verdingbub. Der Väter hat seine bitteren Erfahrungen mit den Dorfoberen gemacht und daraus gelernt: Er ist schweigsam geworden, schaut nur für sich und seine Familie.

Er führt seinen Bub an der Hand und versucht so schnell wie möglich in das sumpfige Ried zu kommen, wo er den ganzen Tag Torf stechen muss. Sepplis zehn Geschwister können nicht nur von der Milch der drei Kühen leben, die in seinem Stall stehen. Sie brauchen jeden Tag Brot und andere





*So sah der Alltag  
aus: Harte Arbeit,  
karges Leben*

Lebensmittel, die die Mutter im kleinen Dorfladen kauft. Ein Gang, den sie am liebsten nicht mehr machen möchte, «Denn», so klagt sie Sepplis Vater beim Nachtessen jeweils unter Tränen «es ist das reinste Spiessrutenlaufen.»

Zum Glück haben sie einen eigenen Kartoffelacker und jedes Jahr wird ein Sauli fett gemacht. Das ist gut gegen den Hunger, vor allem im Winter. Sepps Eltern sind froh, dass die Kinder dennoch fröhlich und aufgeweckt sind, noch sind sie zu klein, um die ganz Härte der Armut zu spüren. Im Hause herrscht ein guter Geist: Vater betet vor dem Essen, wie es Brauch ist – es ist das ständige Bitten um Gottes Hilfe im Kampf ums nackte Überleben.

Es wird Abend. Sepps Vater streckt sich und schaut in den trüben Herbsthimmel. Zwei Kampfflugzeuge der Schweizer Flugwaffe fliegen tief über die sanfte, wellige Ebene. Seppli schaut den Fliegern nach: «Schau, Vater, wie tief sie fliegen.» «Ja, ja, Seppli, sie passen auf, dass die Schwaben uns nicht angreifen.» Er lächelt und freut sich an seinem aufgeweckten Buben. «Komm jetzt, gehen wir heim, du hast doch sicher auch Hunger.» Er schultert den schweren Torfstecher, nimmt Seppli an der Hand und langsam gehen sie in das kleine Dorf zurück.

Sepps Vater spürt seinen Rücken von der mühsamen Arbeit. Doch in der kleinen Scheune warten die Kühe aufs Füttern und Melken. Und an der Strasse jene, die ihn kaum grüssen, ihn hänseln und verachten. Er geht an ihnen vorbei und bleibt

nur stehen, wenn einer ruft: «Morgen bringen wir die Kartoffeln ein, komm um acht Uhr, du kannst dann mit den Pferden fahren.

## Kinderarbeit

Kinderarbeit in den Fabriken wurde in der Schweiz bereits im 19. Jahrhundert per Gesetz geregelt. Die Arbeit von Kindern in der Landwirtschaft hingegen blieb dabei ausgeklammert: Die Arbeit von Verdingkindern fand innerhalb des privaten Familienrahmens statt und war deshalb kaum wirklich fassbar. – Kinderarbeit ist übrigens nicht ein Verdickt längst vergangener Zeiten. Blicken wir nur einmal über die Grenzen in den nahen Osten: in Rumänien beispielsweise werden Kinder noch heute saisonal als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft verdingt.

Und nimm die Kinder mit. Wir können jede Hand brauchen. Und komm nicht zu spät.» Sepps Vater ärgert sich nicht mehr über den blöden Spruch. Er hat sich längst daran gewöhnt.

Am anderen Morgen geht Mutter mit den grösseren Kindern und einem Korb voll Eier auf den Markt nach Frauenfeld. Ein paar Rüeblli und ein paar Zwiebeln sind auch mit im Korb. Sie geht am frühen Morgen durchs Dorf, auch sie spürt die abschätzigen Blicke der Bauern, sie weiss, dass die sie verachten, und leidet darunter. Trotzdem geht sie mit erhobenem Kopf durchs Dorf, sie hat ihre Würde und sie hat vor ihnen keine Angst, lässt niemanden zu nahe an sich heran und weiss sich zu wehren, wenn einer eine Bemerkung macht oder gar unflätig wird.

«Kommt, Kinder, wir haben einen weiten Weg», reisst sie die Kinder mit.

Die Leute in diesem kleinen katholischen Dorf sind von ihrem «Makel» wie besessen. Auch lässt man täglich spüren, was man von

ihr hält. Sie hat ein uneheliches Kind vom protestantischen Dorflehrer geboren, bevor Sepps Vater sie geheiratet hat. Eine Schande. Den Lehrer haben sie damals aus dem Dorf vertrieben, zum Teufel gejagt, weiss Sepp. Dem Vater aber hat die Mutter Glück gebracht und – zehn Kinder.

Die drei, vier Bauern, die das Dorf mit eiserner Faust regieren, lassen die Familie ihre Verachtung spüren. Sepps Vater ergibt sich schweigend in das Schicksal, das ihm auferlegt ist. Er weiss, dass er ihnen ausgeliefert ist, er passt sich Zähne knirschend an, arbeitet bei den Bauern als Knecht und Tagelöhner, mit dem klaren Ziel vor Augen, endlich ein eigenes Gutlein, ein paar Kühe zu haben, damit er seine grosse Familie durchbringen kann.

Auch der Pfarrer lässt kein gutes Haar an der Familie. Er verachtet die armen Leute und vor allem Sepps Mutter, die es damals mit einem Ketzer getrieben hat. Er kümmert sich kaum um Sepps Familie, er bietet nach Schluss des Gottesdienstes zwar Sepps Vater die Hand aber er zieht sie so schnell zurück, als ob sie verbrennen würde.

Schweigend geht die Familie nach dem Gottesdienst jeweils nach Hause. Alle setzen sich an den Tisch. Mutter stellt eine Suppe auf. Oft schluchzt sie wütend: «Diese falschen Kerle, diese Heuchler und...»

«Hör auf, Mutter», mahnt Vater. Er schaut sie liebevoll an.

«Es hat keinen Zweck, wir haben keine andere Wahl, als uns anzupassen, zu arbeiten und für die Kinder zu sorgen. Vielleicht haben die es einmal besser.»

«Ja, du hast gut reden. Es sind diese Selbstgerechten, diese Heuchler...»

«Mutter, hör auf. Wir wollen essen, was der Herr uns beschert hat. Seien wir zufrieden, es gibt Leute, denen geht es noch schlechter als uns.»

Sepp weiss bald, wovon sein Vater redet. Schon früh begleitet er ihn zur Arbeit auf das Feld. Am Abend geht er mit ihm, wenn er für einen der herrschenden Bauern noch ein schweres Fuder Gras mähen muss. Auch zum Händöpfle nimmt der Väter die grösseren Kinder immer mit. So lernt Sepp schon früh arbeiten. Er spürt, dass Vater ihn braucht, nicht nur für die Arbeit, auch zu Hause, in der Familie. Er ist zu einer Stütze geworden.

Väter ist ein schweigsamer Mensch, doch manchmal bricht die Bitternis auch aus ihm heraus: «Sind die denn besser als wir, nur weil sie Geld haben? Warum grüsst der Lehrer mich kaum? Warum muss ich für jeden parat sein? Warum lassen sie uns nicht einfach in Ruhe arbeiten?»

In der Schule wird Sepp nur das Nötigste, das ABC und ein bisschen Rechnen, vermittelt. Der Lehrer kümmert sich kaum um Sepp. Er ist nur ein armer Bub, bei dessen Eltern nie eine Speckseite zu holen ist, ein Sack Händöpfel oder eine fette Wurst. Das sieht bei den reichen Bauern schon ganz anders aus. Und deren Kinder kommen mit grosser Selbstverständlichkeit auch in die Sekundarschule.

«Weisst du, Seppli, das brauchst du nicht, du hast anderes zu tun», heisst es dann vom Lehrer. Mutter weint und ärgert sich, denn Seppli ist ein intelligenter, wacher Bub, er hätte die Sekundarschule ohne weiteres geschafft. Davon ist sie überzeugt. Doch ihre Überzeugung zählt nicht. Seppli arbeitet schon bald selbstständig und allein wie sein Vater, immer nach der Schule, bei sieben verschiedenen Bauern im Dorf. Er ist fleissig, doch manchmal erhält er nicht einmal etwas zu essen dafür. Oft denkt er darüber nach, einfach weg zu gehen. Doch das kann er nicht, denn da sind seine Brüder und Schwestern. Die Angst vor den «Oberen» aber bleibt tief in seiner Seele. Bis heute.

Schande und Scham waren die Gefühle, die Seppli durch seine Kindheit begleiteten. Er war nur ein armer Bub, der Sohn eines zugelaufenen Verdingbubes und einer Hure. Diese Gefühle, dieses Erleben prägten ihn nachhaltig. Er ist bis heute der stille, emsige Werker geblieben. Zurückhaltend gegenüber den Nachbarn und ausweichend gegenüber den Behörden.

Ganz anders erlebte Alois sein Schicksal: Er war der Bub eines angesehenen Vaters. Eines Mannes, der überall sehr beliebt war und rasch Kontakt fand. Auch seine Mutter hatte man gern. Und niemand ahnte, dass sich zwischen dem Paar ein stilles Drama abspielte. Bis Mutter so erschöpft und nervlich aufgerieben war, dass sie eines morgens sich und ihren Kindern das Leben nehmen wollte. Sie drehte den Gashahn auf. Die Kinder werden zuerst ins Kinderheim gebracht. Später kommt Alois zu einem Bauer und wird verdingt. Gar oft erinnert er sich an seine Kindheit daheim. Er hatte es gut, liebte seine Mutter innig und war stolz auf den Vater. Je älter er wird, umso besser kann er die Erinnerungen an damals einordnen.

# Die Frau ist des Mannes Untertan

Alois, St. Gallen 1929

Alois liegt auf dem Bett in der düsteren kleinen Kammer bei seinem Bauer. Mittlerweile ist er vierzehn Jahre alt. Er erinnert sich an damals, als die Familie noch zusammen war, und beginnt zu verstehen: Die Glocken der Kathedrale hallen weit über die Ostschweizer Stadt, schwarz gekleidete Menschen sind auf dem Weg zum Gottesdienst.

Alois' Vater steht noch in der Stube und bindet sich den Schlips mit einer eleganten Handbewegung um. Es ist höchste Zeit für den Gottesdienst, den er nie versäumt. «Lise, seid ihr parat?» ruft er in die Küche, wo seine Frau die Kinder anzieht. «Ja, wir kommen.» Sie wirft noch einen Blick in den Spiegel, streicht über den Rock: «Kommt, Kinder, Papa wartet.» Ihr Mann Erwin betrachtet sie lächelnd. Ja, sie ist eine schmucke Frau, wirklich.

Alois geht an der Hand des Vaters, seine Schwestern hält Mutter an den Händen. Sie gehen durch die engen Gassen, überqueren den Klosterhof mitten in einer Schar anderer Kirchgänger, die Papa alle zu kennen scheint. Er lüftet den steifen Hut und ruft: «Guten Morgen Herr Egger, schön, Sie zu sehen. Bis nachher in der ‚Helvetia‘!» Herr Egger stimmt freudig zu: «Ja, das ist gut. Es ist herrliches Sonntagswetter.» Und zur Mutter gewendet: «Sie kommen doch auch?»

Alois' Mutter schüttelt den Kopf: «Es tut mir leid, aber ich muss mit den Kindern nach Hause. Sie wissen schon: Jemand muss kochen.» Sie lächelt freundlich, obwohl ihr nicht ums Lächeln ist.

Dann betritt die Familie die grosse, wunderschöne Klosterkirche. Alois' Vater setzt sich auf die «Männerseite» und blickt sich verstohlen

## Aufsicht und Kontrolle

Bei der Pflegekinderaufsicht zeigt sich eine deutliche Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis. Obwohl sich sowohl Behörden wie auch private Organisationen durchwegs verpflichteten, die Pflegeverhältnisse regelmässig zu kontrollieren, z.T. nach sehr ausführlichen und strengen Kriterien, ist die mangelhafte Aufsicht eines der Hauptprobleme. Grund dafür sind vor allem fehlende finanzielle Mittel, unklare Zuständigkeiten, sowie die kontrollierenden Personen selber: häufig waren die Aufsichtsorgane zu eng mit den örtlichen Gegebenheiten verstrickt, um ein wirklich neutrales Urteil geben zu können.

um. Er nickt einem Bekannten zu, sieht auf die andere Seite des Kirchenschiffs, nickt einer brünetten Dame aus dem gehobenen Stande zu.

Alois' Vater ist beliebt bei den Leuten der Stadt, und er genießt sein Ansehen in vollen Zügen. Er singt seit einigen Jahren im Kirchenchor, im ersten Tenor. Er hat eine sehr schöne Stimme, ist ein lustiger Sängerkamerad, und niemand vermutet, dass er eine dunkle Seite hat, die er zu Hause auf grausame Weise auslebt.

Wenige Minuten später schreitet er stolz nach vorn und stellt sich in die Reihen des Chors, der zur Feier des Tages zwei Lieder singt. Er ist natürlich auch in der Männerriege des Turnvereins und seit einem halben Jahr geschätztes Passivmitglied der Stadtmusik. Ein verlässlicher Mann, überall gern gesehen. Alois begreift langsam, dass sein Papa ein wichtiger Mann ist, den alle gern haben. Der Bub ist stolz, als der Papa zum zweiten Mal würdevoll nach vorne schreitet, seinen Platz im grossen Kirchenchor einnimmt und dann aus voller Kehle mitsingt – zur Ehre Gottes.

Die Klänge der Orgel haben es Alois angetan. Mit Tränen in den Augen lässt er die wuchtigen Töne über sich hinwegbrausen. Dann kommt das Schlussgebet des Domherrn und wieder erklingt eine der grossen Glocken aus dem riesigen Turm, dessen Spitze für Alois «tief in den Himmel» reicht.

Auf dem Klosterplatz bleiben die Menschen in Grüppchen plaudernd stehen. Papa begrüsst wie immer fröhlich und redselig ein paar Leute. Es gefällt Alois, wie die Leute mit Papa lachen und schwatzen, wie er mit Charme und Witz kleine Geschichten erzählt und dabei Mama immer eng an sich zieht. Sie haben sich lieb, seine Eltern, das zeigen sie auch allen Leuten.

Alois sieht, dass Mama sich aus seiner Umarmung windet. Schämt sie sich etwa vor den Leuten? Er weiss nicht, dass Mama Angst hat vor der Nähe seines Vaters. Er weiss nicht, dass sie jede Nacht Gott anfleht, er möge sich doch ihrer erbarmen. Sie ist erschöpft vor Angst und Schmerzen.

Auf dem Klosterplatz nimmt der Vater Mama beim Arm und sagt: «Komm, gehen wir nach Hause. Ich möchte mit dir allein sein...»

Sie schaut sich um, doch niemand ist da, dem sie hätte sagen können, was jetzt auf sie zukommt. Sie atmet auf, als er plötzlich sagt: «Nein, ich muss in die ‚Helvetia‘. Egger wartet ja dort.» Aufgeräumt und zufrieden verabschiedet er sich von seiner Familie und begibt sich in die ‚Helvetia‘. «Am Nachmittag habe ich ja auch noch Zeit.»



*Im Kinderheim erinnert sich Alois oft an die Zeit, als die Familie noch zusammen war.*

Nach dem Mittagessen bringt Mama die Kinder ins Kinderzimmer. Alois träumt ein wenig von den vielen Leuten, die ihnen begegnet sind, er hört Mama rufen. Sie weint. Warum denn, denkt er und schläft ein. Gegen drei kommt Vater ins Zimmer und ruft: „Kommt Kinder, wir machen einen Spaziergang in die Stadt.“ Mama ist nicht begierig darauf, schon wieder in die Stadt zu gehen. Sie sitzt in der Küche und weint. Alois steht vor ihr. «Mama, was hast du denn», fragt er traurig. Warum weinst du?» «Ach, es ist nichts», sagt sie leise. «Ich möchte jetzt nicht in die Stadt, weißt du, ich möchte zu Hause bleiben. Es geht mir nicht so gut.» Doch es nützt nichts. Papa ist schon angezogen «Kommt schon, macht euch parat.» Alois sieht, wie er zornig seine Stirn runzelt, Mama böse anblickt, bis sie seufzend sagt: «Meinetwegen.» Und wieder ist Papa in seinem Element. Fröhlich und guter Dinge grüsst er und lässt sich grüßen. Er schaut mit Mama die Schaufenster an und nickt den Vorbeigehenden zu.

Papa hat ein neues Amt angetreten. Noch versteht Alois nicht recht, aber es scheint etwas Wichtiges zu sein. So hat er des öfteren Besuch daheim. Mama macht den Herren Kaffee und dann reden sie in der Stube bis spät in die Nacht hinein miteinander. Am Morgen fragt Alois: «Was hat Papa mit den Leuten gemacht gestern Abend?» «Er ist Präsident geworden, im Kirchenchor. Sie haben ihn gewählt. Er ist ganz stolz.» Wenn die Leute gegangen sind, dann bleibt es lange still. Spät in der Nacht hört Alois manchmal Papas Stimme zornig durch die Wohnung schallen und, wie so oft, Mama weinen.

Nacht für Nacht, manchmal sogar am Nachmittag, ziehen sich Vater und Mutter ins Schlafzimmer zurück. Die Türe wird geschlossen. Dann ist es ruhig. Sehr oft kommt die Mutter mit müdem Gesicht, oft mit Tränen in den Augen wieder in die Küche. Vater nimmt den Hut, grüsst und geht aus dem Haus. Ob Vater mit Mutter schimpft? Alois kann sich nicht richtig vorstellen, warum. Sie ist immer so lieb und arbeitet den ganzen Tag.





Eines Morgens kommt er nach Hause. Mama sieht krank aus. Alois setzt sich an den Küchentisch. «Bist du krank?» «Nein, nur sehr müde.»

An diesem Abend kommt Besuch. Mutter hat alles herausgeputzt und einen Kuchen gebacken. Es ist der Herr Pfarrer. Sie führt ihn in die Stube. Papa steht vom Tisch auf und begrüsst ihn herzlich. «Wie schön, dass Sie uns besuchen, Herr Pfarrer, herzlich willkommen.» Alois und die Mädchen dürfen anfänglich dabei sein. Der Pfarrer streichelt ihnen über die Haare, rühmt, wie gross und brav sie schon seien.

Später, im Bett, hört Alois, wie die Erwachsenen in der Stube laut reden, vor allem Vaters Stimme ist heftig geworden.

Er versteht kein Wort von dem, was gesprochen wird. Erst als der Pfarrer sich im Korridor von seinen Eltern verabschiedet und sagt: «Und denken Sie daran, die Frau ist des Mannes Untertan. Seien Sie gehorsam und verweigern Sie sich nicht. Tun Sie ihre ehelichen Pflichten.»

Mutter sagt kein Wort.

*Besuch der Mutter im  
Kinderheim.*

*Kein leichter Gang  
für die Frau.*

Als der Pfarrer gegangen ist, hört er Vater in der Küche herumschreien und Mutter bitterlich weinen. Was nur macht sie falsch, dass alle mit ihr böse sind? Weshalb die vielen Tränen?

Schliesslich schläft der Kleine ein. Mamas Schreie hört er nicht mehr. Papas Flüche auch nicht. Sie verhallen ungehört in der Dunkelheit der Nacht.

Erst Jahre später erfährt Alois die schreckliche Wahrheit über seinen Papa.

Doch da ist es schon zu spät.

## «Kind, lauf weg»

Marianne, Bernbiet 1957

Es ist Montagmorgen. Marianne erwacht mit starken Kopfschmerzen. Ein Auge lässt sich nicht öffnen. Es ist geschwollen und tut weh. Sie fährt mit der Hand über das Gesicht und zuckt vor Schmerz zusammen. Die Erinnerung ist sofort wieder da: Müeti hat sie zwei Tage zuvor verprügelt, weil sie glaubte, Marianne hätte im Dorf erzählt, dass Walter gewildert hat. Langsam und vorsichtig steht Marianne auf. Ihr ist schwindlig. Als sie neben dem Bett steht, wird ihr übel. Sie setzt sich auf den Bettrand und wartet einen Moment. Dann steht sie ganz auf, zieht sich vorsichtig an und geht in die Küche. Die beiden Söhne schauen sich einen kurzen Moment an, als sie Marianne sehen: «Sie sieht schlimm aus.» Auch Jakob, der Bauer, löffelt schweigend seine Rösti. Niemand sagt etwas. Müeti geht geschäftig zwischen Tisch und Herd hin und her.

Eine halbe Stunde später ist Marianne auf dem Weg in die Schule. Noch immer ist ihr schwindlig und noch immer lässt sich das eine Auge nicht öffnen. Sie hat am Frühstückstisch nicht essen mögen. Sie hat nur brennenden Durst. Vorsichtig hat sie einen Schluck Kaffee genommen und die Tasse vor Schmerz beinahe fallen lassen. Die Lippen sind von den Schlägen noch immer an mehreren Stellen aufgeplatzt, und auch im Mund hat sie offene Wunden. Der heisse Kaffee hat fürchterlich gebrannt.

Wie gern hätte sie um einen Schluck Wasser gebettelt. Sie hat es nicht.

So geht sie langsam, mit brummendem Schädel zur Schule.

Und obwohl sie den Schulweg kennt, hat sie heute Mühe, ohne zu stolpern den ausgetretenen Fussweg zu gehen. Nach ein paar hundert Metern bleibt sie stehen und lehnt sich an einen Baum, dann erbricht sie sich. Immer und immer wieder. Das Würgen will nicht aufhören. Die Magensäure brennt im Mund. Marianne weint.

Am liebsten würde sie sich ins taufeuchte Gras legen. Doch der Weg ist noch weit und sie weiss, dass die Lehrerin sehr ungehalten reagiert, wenn sie zu spät im Schulzimmer erscheint. Entschuldigungen nimmt sie so gut wie keine an. Von ihr schon gar nicht.

Dann erreicht Marianne den Nachbarhof. Der Hund bellt kurz und zieht sich wedelnd hinter die Holzbeige zurück, als er das Mädchen erkennt. Die Bäuerin steht mit ihrer karierten Schürze unter der Küchentür und schaut ins Freie. «Sag mal, wie siehst du denn aus?» Die Frau tritt näher und schaut Marianne an. «Du hast ja ein ganz zerschlagenes Gesicht. Wer hat das gemacht?» Marianne wendet das Gesicht ab. «Niemand. Ich bin gestern die Holzstiege hinuntergefallen und habe mir das Gesicht aufgeschlagen», erklärt sie mühsam. Das Reden fällt ihr schwer.

Die Bäuerin schaut ihr ins Gesicht: «In euerem Haus gibt es keine solch steilen Treppen, an denen du dich so arg verletzen kannst. Was ist passiert?» Sie fasst den Arm des Mädchens, doch Marianne schüttelt sie ab und geht weiter. Was hätte sie sagen sollen? Die Wahrheit, dass Müeti sie mit einem Holzscheit immer und immer wieder ins Gesicht geschlagen hat? Würde sie ihr glauben? Kaum. Müeti geniesst im Dorf einen guten Ruf. Sogar Mitglieder aus dem Gemeinderat gehen bei ihr ein und aus. Nein, die Nachbarin hätte ihr nicht geglaubt. Und wäre Müeti nur ein Sterbenswort zu Ohren gekommen, dass Marianne geredet hat, ihr Zorn wäre furchtbar gewesen.

## Es fehlte an Zivilcourage

Auf dem Land waren die zuständigen Behörden starker persönlicher Beeinflussung ausgesetzt, was vor allem ihre Tätigkeit auf dem Gebiet des eigentlichen Kinderschutzes, bei Wegnahmen, Versorgung und Beaufsichtigung der Kinder, hemmte und es fehlte «da und dort an der nötigen Zivilcourage, sei es vom Statthalter, Pfarrer, Lehrer oder dem Bezirksamtinspektor, die sich gegen gewisse Missstände nicht aufzulehnen wissen.» Besonders nachteilig wirkte sich der Umstand aus, dass die Schule fast vollständig von den einzelnen Gemeinden getragen wurde, wodurch der Lehrer in materieller Hinsicht der Willkür der Schulgemeinde ausgesetzt war. Und, nahm er sich eines Falles an, riskierte er, nicht mehr gewählt zu werden.

Auch die Lehrerin ist entsetzt, als sie Mariannes Gesicht sieht. «Um Himmelswillen, du siehst ja zum Fürchten aus. Was ist passiert?» Und wieder erzählt Marianne die Geschichte mit der steilen Stiege. «Da hast du dich aber blöd angestellt», meint die Lehrerin trocken. Die ganze Klasse lacht. Dann geht die Lehrerin zur Tafel und nimmt den Schulunterricht auf. Marianne geht mit hochrotem Gesicht an den Schulkameraden vorbei zu ihrer Bank, zuhinterst im Schulzimmer.

## Zweifelhaftes Bild der Pädagogen

Infolge grosser Arbeitsüberlastung kam es oft vor, dass Verdingbuben namentlich im Sommer von morgens früh bis abends spät streng arbeiten mussten und für die Hausaufgaben keine Zeit fanden. In der Schule waren sie ermüdet und wollten lieber schlafen als dem Unterricht folgen. Diese Situation war für die Pädagogen nicht immer einfach. Zahlreiche Lebenserinnerungen vermitteln denn auch ein zwiespältiges Bild über die Pädagogen früherer Generationen. Einesteils waren die Lehrer schon rein von der Klassenzahl her in ihrer Aufgabe überfordert und hatten kaum Zeit, sich um jedes einzelne Kind zu kümmern. Es herrschte auch eine andere Vorstellung von einem geordneten Schulbetrieb. Man erhält jedoch den Eindruck, dass die damaligen Schulmeister ärmere Kinder im Allgemeinen, Verdingkinder im Besonderen, diskriminierten.

Als Marianne am Abend die Brente mit der Milch in die Käserei bringt, spürt sie wieder die Blicke aller. Doch keiner redet. Alle machen einen Bogen um die Zehnjährige. Der Käser nimmt, als wäre es das Selbstverständlichste, Marianne die Brente vom Rücken und giesst die Milch ins Waagkessi. Dann gibt er ihr die Tanse zurück und wendet sich dem Nächsten zu.

Marianne weint auf dem ganzen Heimweg. Sie fühlt sich so allein und betrogen.

Tage später erfährt Marianne, dass Walter seine Wilderei selber ausposaunt hat. Vorne in der Dorfbeiz, als er schon ziemlich betrunken war. Der Wirt meldete den Vorfall sofort der Polizei und Walter bekam eine Strafanzeige. Weder Müeti noch Walter haben sich je bei Marianne entschuldigt, noch sind die Nachbarin und die Lehrerin Mariannes schweren Gesichtsverletzungen nachgegangen.

Marianne erwartet nichts anderes. Sie erinnert sich, als sie neun Jahre alt war und von Müeti mit der Weidenrute geschlagen wurde. Am nächsten Tag in der Schule war Turnen angesagt. Marianne hatte Mühe, dem Unterricht zu folgen. Wieder war ihr schlecht. Die Lehrerin rief Marianne zweimal gereizt nach vorn, liess sie die Übung vorturnen und war nicht zufrieden. Beim dritten Mal stellte sie



sich hinter Marianne, riss ihr die Arme hoch «So macht man das!» Da sackte das Mädchen ohnmächtig zusammen.

Marianne erwachte wieder auf dem Sofa in der Wohnung der Lehrerin. Sie lag mit entblösstem Oberkörper da. Das Turnleibchen war voller Blut. Marianne sah drei Schulkameraden im Raum stehen, sie wandten sich der Lehrerin zu: «...und zu Hause kein Wort von dem, was ihr hier gesehen habt», schärfte sie den Kindern ein, dann ging sie zum Telefon. Kurze Zeit später wurde Marianne von einem Bauern in seinem Holzkarren nach Hause gefahren.

Der Vorfall blieb ohne Folgen, denn auch die Lehrerin gehörte zu den regelmässigen Gästen von Müeti.

Immer mehr wächst in Marianne der Wunsch auszubrechen, nach Hilfe zu rufen, jemanden auf sich aufmerksam zu machen. Aber wie? Die Atmosphäre im Haus ist gereizt. Jakob, der Bauer, versteht sich nicht mit den Söhnen von Müeti. Der Ton am Tisch ist scharf. Es braucht nur ein falsches Wort und der Streit bricht aus. Einmal zerschlägt Jakob in seiner Wut Geschirr.

*Immer wieder versuchte Marianne auf ihre Not aufmerksam zu machen. Es hat nie geklappt.*

Müeti gibt ihm eine Ohrfeige, und die Söhne kommentieren das Geschehen mit den ärgsten Flüchen.

An einem anderen Tag platzt einem der Kragen: «Ich habe genug», schreit er und stürmt aus der Küche: «Jetzt erschiess mich.» Minuten später ertönt ein Schuss. Alle stürmen aus dem Haus, nur Marianne nicht, sie nutzt die Zeit, um sich endlich wieder einmal satt zu essen.

Sie weiss, dass sich Karl nie erschiessen wird.

Am Abend fragt sie ihn, weshalb er das gemacht habe. «Das ist ein Trick. Ich will den alten Satan», und meint damit Jakob, «endlich aus dem Haus haben.»

Doch Müeti hält zu Jakob. So steht sie ständig zwischen ihm und ihren Söhnen, und ihre aufgestaute Wut lässt sie weiterhin an Marianne aus.

Die Idee des Sohnes, mit einem Trick gegen das Ungemach in der Familie vorzugehen, lässt Marianne nie mehr los. Das ist vielleicht die Lösung, von diesem Hof wegzukommen. So beginnt Marianne in der Schule die Geschichte von einem Mann zu erzählen, der ihr im Wald die Hosen ausgezogen und sie sexuell genötigt habe. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde in der Schule. Die Lehrerin fragt nach: «Marianne, stimmt das?» Marianne nickt, kurze Zeit später steht der Landjäger in der Schule und holt Marianne ab. Sie muss

ihm die besagte Stelle zeigen. Doch anstatt mit ihr

anschliessend auf den Polizeiposten zu fahren, bringt er das Kind nach Hause und macht die Befragung am Küchentisch in der Anwesenheit aller. Da weiss Marianne, dass das keinen

Sinn hat und gibt die Lüge zu. Die Strafe folgt auf den Fuss, doch niemand hat Marianne je nach dem Grund gefragt, noch sich gewundert, dass ein neunjähriges Mädchen das steife Glied und den Akt bis ins Detail beschreiben kann.

Marianne versucht es kurze Zeit später noch einmal: Im Wald beim Bienenhäuschen sieht sie einen Mann aus dem Dorf. Marianne ist unterwegs, um Schnecken zu sammeln. Sie geht auf den Mann zu und fragt

## Schulpflicht der Verdingkinder

Auffallend oft wurde in Akten vermerkt, dass Verdingkinder mit grosser Regelmässigkeit im Schulunterricht fehlten. Und, wenn sie da waren, im Unterricht schliefen. Schon früh war auf gesetzlicher Ebene geregelt worden, dass die Aufsichtsperson oder -behörde für einen regelmässigen Schulunterricht eines jeden Kindes zu sorgen hatten. Diese Verpflichtung wurde von Ort zu Ort, ja, von Lehrperson zu Lehrperson unterschiedlich gehandhabt. Je nach Ansehen und Respekt des Lehrers bei der Bevölkerung konnte oder wollte er eingreifen.



*Das fremde Mädchen fragte: «Siehst du dort unten das Haus hinter dem alleinstehenden Baum? Das ist dein Elternhaus.»*

ihn, ob er wisse, dass es Männer gebe, die kleinen Mädchen die Unterhosen auszögen und etwas mit ihnen macht? Der Mann bekommt grosse Augen und fragt ganz verdattert. «Wer erzählt solche Sachen?» «Niemand», antwortet Marianne und entfernt sich mit einem raschen «Adieu».

Tage später kommt ein junger Mann auf den Hof. Marianne ist alleine zu Hause, und es scheint ihr, dass er nur auf diese Gelegenheit gewartet hat. «Komm mit mir auf einen Spaziergang», bittet er Marianne. Immer wieder schaut er sich um. Er ist sehr nervös. Marianne bleibt reserviert: «Wie geht es dir hier auf dem Hof?» fragt er das Mädchen immer wieder. «Möchtest du mir etwas erzählen?» Derweil suchen seine blauen Augen den Hof ab, ob nicht doch jemand von der Familie unerwartet auftaucht. «Wirst du hier auf dem Hof geschlagen?» Marianne bleibt unsicher. Meint der Mann es gut mit ihr, oder ist das lediglich ein Trick? Sie sagt kein Wort und der Mann zieht unverrichteter Dinge und mit einem sehr ernsten Gesicht wieder ab.

Tage später fragt Müeti Marianne, ob sie dem Mann Auskunft gegeben habe. Marianne atmet erleichtert auf. Nein, das hatte sie nicht.

So kommt es, dass Marianne all die Jahre hindurch niemandem mehr Vertrauen schenkt, niemandem nur ein Sterbenswörtchen über ihr schreckliches Elend erzählt. Sie schweigt und wird nach aussen hin immer einsamer und stiller.

## Schulpflicht der Verdingkinder

Hinweise darauf, dass Verdingkinder als Arbeitskräfte ausgenutzt wurden, findet man häufig in Schulakten: die Kinder fehlten im Unterricht – obwohl die Pflegeeltern verpflichtet waren, die Kinder regelmässig in die Schule zu schicken. Ein weiterer Hinweis darauf, dass insbesondere in der Landwirtschaft die (Pflege-)Kinder möglichst rasch als vollwertige Arbeitskräfte mitanpacken mussten: 1934 wollte das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit die Mindestaltersgrenze für den Eintritt von Kindern ins Erwerbsleben auf 15 Jahre erhöhen – der Schweizerische Bauernverband nahm deutlich Stellung gegen diese Regelung.

Die Situation ändert sich für sie mit dem Wechsel von der vierten in die fünfte Klasse. Nun sitzt sie mit den Grossen zusammen im Schulzimmer. Plötzlich wird sie nicht mehr ausgelacht und geplagt, weder von der Lehrerin, noch von den anderen Schülern. Sie darf endlich vorn sitzen, kann an die Tafel schauen und ist mitten drin. Nur der seit Jahren anhaltende schwere Husten von Marianne stört manchmal den Unterricht. Dann schicken die Lehrer das Mädchen in den Gang hinaus mit der Bitte, wieder reinzukommen, wenn der Hustenanfall vorüber ist. Die Lehrer, die in dieser Zeit ein paar Mal wechseln, sind oft überfordert und aggressiv. Die neunte Klasse, vor allem die Buben, reisst an ihren Nerven. Da fliegt schon mal eine Blumenvase oder ein Buch durch die Luft. Marianne ist trotzdem zufrieden. Zumindest sind die Aggressionen nicht mehr auf sie gerichtet. So hat sie Zeit und Ruhe, ihre Schulkameraden zu beobachten. Ihre Sicherheit, ihre Selbstverständlichkeit, die modernen Frisuren der Mädchen (sie hat noch immer den Zopf zu einem Kranz gebunden), die hübschen Kleider –, sie trägt noch immer alte, schwarze Röcke aus schäbigem Tuch. Die Mädchen kommen in schönen Halbschuhen und Sandalen daher – sie trägt noch immer die genagelten Holzschuhe. Alle haben eine lederne Schultasche, Marianne hat immer noch den Felltornister.

Und sie beginnt zu fragen, vor allem daheim. Weshalb sie das Essen nicht selber schöpfen darf. Weshalb sie keine fröhlicheren Kleider anziehen und die Haare nicht schneiden darf. Immer mehr fällt ihr auf, wie ihr Leben in so ganz anderen Bahnen verläuft als bei ihren Klassenkameraden. Da sind Schläge nicht an der Tagesordnung, das Arbeiten daheim hält sich in Grenzen. Sie haben Frei-



zeit, besuchen sich gegenseitig und pflegen Freundschaften. Für Marianne ist all dies undenkbar.

Warum denn eigentlich, fragt sie sich. Eine Antwort gibt ihr niemand.

Müeti wird immer aggressiver, vor allem als Fragen auftauchen wie: Habe ich Eltern? Wer sind sie? Warum kommen sie mich nie besuchen?

Die Konsequenz der Fragerei ist, dass Marianne noch strenger unter Müetis Aufsicht steht. Keine Minute mehr lässt sie das Mädchen aus den Augen, und wehe, wenn sie sich nur ein bisschen auf dem Schulweg verspätet.

Doch Marianne wehrt sich immer mehr auch gegen die Schläge. Sie lässt sich nicht mehr ausziehen, und sie hat Müeti auch schon den Haselstecken aus der Hand gerissen.

Dann kommt der neue Lehrer, und plötzlich herrscht in der Schulstube wohltuende Ruhe. Keine Aggressionen mehr, kein Lärm. Es herrscht strenge Disziplin und eifriges Schaffen, ohne dass der Lehrer mit drakonischen Strafen aufwarten muss. Marianne beobachtet verblüfft den Vorgang. So geht's also auch. Noch lieber als bisher packt sie den Schultornister und marschiert in die Schule.

An einem Sonntag müssen alle Sechstklässler in die Kirche. Marianne sitzt zwischen den Schulkameraden in der Bank und wartet. Da beginnt die Orgel zu spielen. Marianne erschrickt anfänglich, um dann ganz gebannt und fasziniert dem Spiel des Organisten zuzuhören. Noch nie hat sie eine Kirchenorgel spielen gehört. Es ist, wie wenn die Töne durch sie hindurch gehen und den Körper zum Vibrieren bringen. Fantastisch. Einmalig.

Wie betäubt verlässt Marianne die Kirche. Weshalb hat sie nicht gewusst, dass es so etwas Schönes überhaupt gibt?

Marianne geht über den Kirchenvorplatz. Da kommt ein Mädchen auf sie zu mit langen, wunderschönen Zöpfen und lustigen Augen: «Siehst du den blonden Bub dort drüben?» Marianne dreht sich um und schaut ihn an. «Das ist dein Bruder», erklärt das Mädchen. Marianne schaut dem unbekanntem Mädchen lange ins Gesicht. Das ist mein Bruder? «Heisst er Erwin?» fragt Marianne das Mädchen schliesslich. Seit einigen Monaten trägt sie immer diesen Namen mit

sich herum. Und ihr ist, als verbinde sie dieser Name mit ihrer eigenen Familie. Doch die Erinnerungen sind verschüttet.

«Nein, er heisst Fritz», erklärt das Mädchen freundlich. Dann nimmt sie Marianne bei der Hand und sagt: «Komm mit, ich zeig dir noch etwas anderes.» Zusammen steigen sie eine Anhöhe hinauf, dann bleibt das Mädchen stehen und zeigt ins Tal hinunter, auf das Dorf. «Schau meinem Finger nach. Siehst du die grosse Wiese? Und den Baum, der ganz allein dasteht?» «Ja», haucht Marianne. Sie ist gespannt, was jetzt kommen wird.

## Schulkameraden

Es waren Kinder da, die mir überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog, aber entweder stiess man mich weg, oder wenn man mich mitmachen liess, so war es eben, um der Sündenbock zu sein.

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel

«Das Haus, das direkt hinter dem Baum verborgen liegt, ist dein Elternhaus. Hier leben deine Mutter, der Vater und deine vielen Geschwister.»

Marianne schaut und schaut. Sie weiss gar nicht, soll sie lachen oder weinen. Dort unten, so nah von ihrem bisherigen Daheim, lebt ihre Familie. Und wer ist das Mädchen? Sie wendet sich ihr zu, doch die ist bereits am Gehen. «Tschau, machs gut. Und sag niemandem, wer dir das alles erzählt hat.» Dann ist das Mädchen verschwunden. Marianne hat sie nie mehr gesehen.

Auch in der Schule ändert sich viel. Und obwohl Marianne immer noch sehr schweigsam und zurückgezogen ist, in der Schule ständig mit der Müdigkeit zu kämpfen hat, die Hausaufgaben gar nicht oder nur schlecht gemacht sind, gibt ihr der Lehrer immer wieder spezielle Amtli zu erledigen, mal dies, mal jenes. Ab und zu versucht er mit ihr zu reden.

Marianne weicht aus.

Eines Tages kommt der Lehrer auf Marianne zu und sagt: «Kind, lauf weg! Nimm nichts mit. Lass alles einfach stehen und liegen und geh zu deinen Eltern.»

So viele Wege haben sich im Laufe der Jahre plötzlich für Marianne geöffnet, und obwohl sie noch während der Pubertät in der Pflegefamilie gehalten war wie ein kleines Kind – Müeti schöpfte Marianne den Teller voll, Müeti bestimmte, wann das Mädchen Durst hatte,

Müeti ordnete an, was sie zu tragen hatte, ja selbst wann sie zur Toilette durfte, und auch die schweren Schläge und die sexuelle Qual bestehenblieben – schien sich doch eine neue Welt für sie aufzutun. Plötzlich waren Menschen um sie herum, die mit ihr redeten. Für die sie nicht einfach nur der «Totsch» war. Sie halfen ihr mit wenigen Worten. Es war, wie wenn der Weg des Leidens langsam ein Ende nähme. Und mit den Worten des Lehrers: «Kind, lauf weg!», brach für sie eine neue Zukunft an.

## Schritt nach vorn

Flucht ist eines der beherrschenden Themen der Menschheit, seit der Mensch diese Erde bevölkert. Flucht ist ein möglicher Ausweg aus einer bedrohlichen, einer unangenehmen, aussichtslosen oder ausweglos erscheinenden Situation. Flucht prägte und prägt das gesamte Heim- und Anstaltswesen in der Schweiz, seit es diese Institutionen gibt. Doch Flucht ist nicht nur das zentrale Problem der heutigen wie der gestrigen Welt. Auch individuell ist Flucht ein Mittel, sich abzusetzen, aus einer Situation zu befreien, aus Angst, aus Verzweiflung, aus Abenteuerlust. Es gibt sozusagen keinen Grund, der gegen Flucht spricht – äusser behördliche Willkür, die Flucht mit gnadenloser Repression bekämpft und beantwortet. Tausende Heimzöglinge haben ihr Heil in der Flucht gesucht, sind abgehauen und wieder geschnappt worden: Strafen wie Versetzung in eine geschlossene Anstalt, körperliche Züchtigung waren die Folge. Viele sind zerbrochen daran, viele haben die Flucht nicht überstanden oder wurden danach gedemütigt, kaputt gemacht, haben alles verloren. Durch ihre Flucht haben sie Grenzen verletzt, etwas Unstatthaftes getan und wurden dafür bestraft.

Und trotzdem wagten es viele immer wieder. Flucht in die Fremdenlegion, aus Liebeskummer, vor behördlichen Massnahmen oder aus anderen Gründen.

Flucht in die Waffen-SS während des Zweiten Weltkrieges. Hoffnungsfroh fuhren sie nach Stuttgart, wurden dort im Panoramaheim für die SS gemustert und nach kurzer Ausbildung als «Kanonenfutter» in den Krieg geschickt. Viele sind nicht zurückgekommen, die meisten sind irgendwo in Afrika oder in den Weiten Russlands geblieben – gestorben für nichts.

Andere wollten einfach heim oder zumindest aus einer für sie nicht mehr tragbaren Situation fliehen.

Wir Menschen sind immer auf der Flucht. Viele finden das, was sie suchen. Doch die Rechtlosen, die Verdingkinder, die Heimkinder, die heimatlos Gewordenen, die Ausgestossenen, sie glauben immer, auf der Flucht ein anderes, besseres Leben zu finden. Es ist die unstill-



bare Sehnsucht nach persönlicher Freiheit, nach Familie und Ruhe, die sie antreibt. Die meisten scheitern – bitter enttäuscht.

*Drei Tag später musste Ueli den tiefverschneiten Weg zu seinem Pflegeplatz wieder zurückmarschieren. Niemand wollte ihm Geld für die Bahn geben.*

# Als blinder Passagier auf der Flucht

Ueli, Region Thun 1942

Jeweils im Frühjahr entlässt der Lehrer die Schüler zu so genannten «Härdöpfuusetzferien». Eine Woche schulfrei, damit die Kinder auf dem elterlichen Hof beim Kartoffelpflanzen helfen können.

Während dieser Ferien heisst die Bäuerin Ueli eines Morgens in ein grösseres Nachbardorf marschieren. Die Bettfedern müssen zum Sattler gebracht werden. Ein Fussmarsch von rund eineinhalb Stunden. Der Bub lädt die Bettfedern auf einen Leiterwagen und zieht los. Schwer ist seine Fuhre nicht.

Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern und Ueli ist froh, die Eintönigkeit und Härte des Alltags für einen Tag hinter sich lassen zu können. Auf dem langen Marsch zum Sattler hat Ueli viel Zeit, den Gedanken nachzuhängen, die Natur und Menschen zu beobachten. Das Leben wäre so schön, wäre da nicht immer jemand, der hinter ihm stehen würde, ihn drängt, plagt, schikaniert und schlägt. Weshalb nur? Ueli versteht immer weniger, weshalb die Bauernfamilie ihn so geringschätzig behandelt. Er ist doch ein Bub wie alle anderen auch. Er ist fleissig und gibt sich Mühe. Doch honoriert wird das nicht. Wie können sie nur.

Je weiter er sich vom Hof entfernt, umso freier werden seine Gedanken. Es gibt so viele Menschen, es gibt so viele schöne Orte auf dieser Welt. Doch vor allem gibt es irgendwo da draussen seine Eltern und seine Geschwister. Wie gern würde er sie öfter sehen als nur an Weihnachten. Und Uelis Gedanken wandern zurück zu jenen Weihnachten, als er seiner Mutter unbedingt ein Geschenk geben wollte.

Der Lehrer, der oben im Schulhaus wohnte, war damals auf der Suche nach einem Heizer. Das wär doch etwas für mich, hat sich Ueli gedacht und sich beim Lehrer gemeldet. «Ich würd es gern machen. Sie dürfen nur den Pflegeeltern nichts davon sagen.» Der Lehrer freute sich, dankte dem Buben für seinen guten Willen und versprach zu schweigen.



So begann Ueli am 1. November mit dem Heizen der Schulstube, legte Holz ein und war besorgt, dass es um halb acht Uhr bei Schulbeginn im Raum angenehm warm war.

Ende Jahr würde ihm der Lehrer dafür einen Fünfliber geben und zu Neujahr noch einen. Zehn Franken. Ueli freute sich auf das Geld. Der arme Hüttenbub würde in Bälde im Besitz von zwei glänzenden Fünflibern sein. Was für ein Vermögen!

Noch hatte er keinen der beiden Batzen in der Hand und trotzdem begann er zu überlegen, was er damit machen würde. Für Mutter ein Weihnachtsgeschenk kaufen, das war klar. Nur was? Aber er hatte ja noch Zeit.

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, stand ein Hausierermannli mit seiner grossen Hutten-Kiste auf dem Rücken beim Schulhaus. Er stellte die Kiste auf eine Bank. Ueli verfolgte gespannt jede Bewegung. Die Kiste hatte eine Vielzahl kleiner Schubladen. Ob er etwas hatte, das die Mutter freuen würde? Er ging noch einen Schritt näher und beobachtete den Mann mit seinem tragbaren Laden. Aber er sah nichts, das seiner Mutter

*«Härdöpfelsetzferien»:  
Für die Kinder bedeutete dies zwar schulfrei, dafür Arbeit auf dem heimischen Hof. Dies galt vor allem für Verding- und Heimkinder.*

Freude machen würde. Hosenknöpfe, Zahnpasta oder Schnürbündel waren nicht nach seinem Sinn. Und Ueli begann zu fragen, was er denn sonst noch alles in seiner grossen Kiste drin

## Wann kam ein Kind von daheim weg?

Variante 1: Ein alleinerziehender Elternteil häufig ledige Mutter gab ihr Kind in eigener Regie an einen Pflegeplatz und entrichtete direkt ein Kostgeld.

Variante 2: Familien waren nicht in der Lage, ihre Kinder zu ernähren und gelangten an die Gemeinde. Die Gemeinde platzierte und zahlte.

Variante 3: Verwaiste Kinder werden von der Gemeinde platziert und finanziert.

Variante 4: Das Kind wurde aus fürsorglichen Gründen von den Behörden den Eltern weggenommen. Das Kostgeld an den Pflegeplatz wurde von der Gemeinde übernommen.

habe. «Siehst du nicht genug», brummelte der Hausierer. Ueli schaute: Seifen, Lederfett, Faden, Garn, Waschlappen und Nastücher, alles nützliche Gegenstände, die er aber seiner Mutter nicht schenken mochte. Schliesslich machte der Hausierer noch eine dieser Schubladen auf und zog ein wunderschönes, weisses Damasttisch Tuch hervor. Ueli schluckte ein paar Mal leer und staunte: Das war es. Das war das Geschenk für seine Mutter. «Was kostet die Decke», fragte er scheu. Das Mannli studierte einen Moment und sagte: «Ja, dreizehn Franken müsste ich dafür schon haben.» Ueli dachte nach: Fünf Franken vor dem Neujahr, fünf Franken nach dem Neujahr. Er konnte es drehen und wenden wie er wollte. Drei Franken fehlten. Aber wie kam er zum fehlenden Geld? Er erklärte dem Hausierer seine finanzielle Lage und versprach ihm hoch und heilig, dass er ihm das Geld geben werde.

«Wissen Sie», erklärte er dem Hausierer, «ich bin ein Verdingbub und möchte meiner Mutter diese Decke unbedingt schenken.»

«Gut», sagte der Mann. Er sei einverstanden. Er sei in den nächsten Wochen ohnehin noch hier in der Gegend zu finden und werde dann die erste Anzahlung abholen kommen. Dann schaute er den Buben noch einmal lang an und übergab ihm die Decke.

Überglücklich nahm Ueli das Päckli in Empfang. Zum erstenmal vertraute ihm, dem Hüttenverdingbub, jemand.

Er verabschiedete sich vom Hausierer, sprang schnurstracks die Schultreppe hoch und klopfte bei der Lehrersfrau. Ob sie ihm das Päckli bis Weihnachten aufbewahren würde. Ja, doch, das sei kein Problem. Sie fragte nicht nach dem Warum und Wieso. Den Heimweg trat Ueli mit gemischten Gefühlen an. Auf der einen Seite freute er sich auf das Gesicht seiner Mutter, die würde Augen machen, auf der anderen Seite hatte



er Schulden gemacht und wusste noch nicht, wie diese begleichen.

Schnell war der Weihnachtstag da. Rasch erledigte Ueli seine Arbeit im Stall, eilte am Abend in die Käserei und lieferte die Milch ab. Dann wusch er sich am Brunnen auf dem Hofplatz, bekam noch ein kleines Nachtessen, stieg in die frisch gesalbten Holzschuhe, in die er zuvor eine Handvoll Stroh hineingestossen hatte, weil die Schuhe ihm noch etwas zu gross waren, dann verabschiedete er sich von seinen Pflegeeltern. Der Alte drückte ihm noch drei Franken für das Bahnbillett in die Hand und schon stand Ueli draussen auf dem Hofplatz. Da waren sie, die drei noch fehlenden Franken!

Rasch marschierte der Bub ins Dorf zum Schulhaus, holte die Decke ab und machte sich anstatt auf den Bahnhof direkt auf den Weg zu seinen Eltern. Er wusste, dass er einen langen Fussmarsch vor sich hatte, drei, wenn nicht gar vier Stunden, und es war eisigkalt, rund zwanzig Grad unter Null. Dafür war es eine klare, wunderschöne Christnacht. Die Sterne funkelten am Himmel.

Und während Ueli den Handwagen mit den Bettfedern zum Sattler zieht, vorbei an blühenden Obstbäumen, die Sonne im Rücken, erinnert er sich an damals, als ihn die Sterne auf seinem langen, einsamen Gang nach Hause begleitet. Der Schnee knirschte unter seinen Füssen und er war ganz allein unterwegs. Es schien ihm, als sässen alle Menschen längst unter den Weihnachtsbäumen versammelt, nur er, der Ueli vom Hüttenpuur, war noch unterwegs.

Die Zeit verrann, die Füsse in den Holzschuhen begannen zu schmerzen, die Kälte wurde immer mehr spürbar. Wäre er doch nur mit dem Zug gefahren, dann wäre er schon längst daheim bei seinen Eltern am Feiern.



*Ueli genoss die seltenen Stunde bei seiner Familie.*



*Wie gerne hätte Ueli auf seinem einsamen Gang zu seiner Familie, irgendwo Halt gemacht und einen heissen Tee getrunken.*

*Doch in der Weihnachtsnacht war niemand mehr auf der Strasse.*

Er sah die Lichter in den Häusern und wäre gerne etwas nähergetreten, um einen Blick auf die Weihnachtsstimmungen zu werfen. Die Lieder zu hören, die Menschen zu sehen. Doch er wagte es nicht. Immer wieder schlug ein Hund an, wenn er in der Nähe eines Bauernhauses war.

Die Zeit verging, das Päckli hatte er unter den Pullover gestossen. Es wärmte ihn und zugleich musste er aufpassen, dass er es unterwegs nicht verlor. Gern hätte er sich für einen Moment hingesezt, doch er wagte es nicht. Er wäre wohl auf der Stelle eingeschlafen. Von einem Kirchturm hörte er die Glocke elf schlagen. Sein Magen hätte schon lange wieder etwas Warmes vertragen, stattdessen musste er nun schneller gehen, weil er seine klammen Füsse kaum mehr spürte. Langsam stiegen die Tränen in ihm hoch. Er sah, wie in den Häusern immer mehr Lichter gelöscht

wurden. Ueli kam sich immer einsamer vor. Doch endlich hörte er, wie die Kirche von daheim die Mitternachtsstunde ankündigte. Ueli ging rascher. Bald, bald hatte er es geschafft.

Als er vor dem Haus seiner Eltern stand, war alles dunkel. Er versuchte die Haustüre zu öffnen. Sie war verschlossen. Mit seinen klammen Fin-

gern klopfte er sachte an der Tür. Er wartete. Ob ihn jemand hörte? Es blieb alles still. Ueli klopfte noch einmal, diesmal etwas kräftiger. Und wirklich, im Haus gab es Licht. Mutter kam zur Tür, öffnete und staunte: «Du?! Ja, wo kommst du denn her um diese Zeit? Jetzt fährt doch gar kein Zug mehr.»

Ueli betrat den Korridor und ging in die Stube, wo es nach Kerzen und verbranntem Tannenreisig roch. Mutter bereitete ihm eine heisse Schokolade zu und legte ein Stück Zopf neben die Tasse. «Aber ein Bett habe ich keines für dich», meinte sie fast ein wenig verlegen. «Wenn ich nur ein bisschen ruhen kann, bin ich schon zufrieden», meinte Ueli.

Auf einem alten Ruhebett, machte sie ihm behelfsmässig ein Lager zurecht. Und bevor die Mutter wieder zurück in ihr Bett kroch, überreichte Ueli ihr die Tischdecke. Dann legte er sich auf sein Lager und schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen, als er die Augen öffnete, sah er sich von vielen staunenden Kindergesichtern umringt. Es waren seine Geschwister. Sie waren sich fremd, doch das legte sich rasch. Ueli durfte drei Tage im Kreise seiner Familie bleiben. Er schöpfte Kraft und Lebensmut und wusste, hier gehörte er hin. Das war seine Familie, sein Daheim.

Am dritten Tag sagte der Vater: «So, du musst jetzt wohl wieder gehen.» Geld für das Bahnbillett bekam er keines. So marschierte der Bub den langen, beschwerlichen Weg an seinen Pflegeplatz wieder zurück. Ab und zu nahm ihn ein Pferdeschlitten ein Stück des Weges mit.

## Zum Thema Armut

Armut wurde im 19. Jahrhundert von der bürgerlichen Elite als Versagen und Selbstverschulden wahrgenommen. Armut wurde quasi gleichgestellt mit Personen, die nicht arbeiten wollten, also als arbeitsscheu und liederlich galten. Armut wurde deshalb als unmoralisch taxiert. Diese Wahrnehmung hat sich, zumindest unterschwellig, bis heute nicht ganz verloren.

Ueli erinnert sich, wie er müde auf dem Hof ankam, wo er sofort wieder in die Arbeit eingespannt wurde. Kein freundliches Wort, kein «Schön, dass du wieder da bist», Ueli kam sich heimatloser vor denn je.

Jetzt ist er wieder unterwegs, aber der Weg geht ihm leicht. Bald schon, fast zu rasch, ist er beim Sattler, liefert den Handwagen mit den Bettfedern ab und geht. Plötzlich weiss er, dass er nicht mehr auf den Hof zurückkehren wird; er will nur noch eines – fort, so weit als möglich fort. Keinen Fünfer in der Hosentasche und keine konkreten Pläne im Kopf, aber mit dem festen Willen, nie mehr zur Pflegefamilie auf den Hof zurückzugehen, marschiert er Dorf auswärts. Bei der Bahnunterführung setzt er sich ins Strassenbord, in das von der Strasse schmutzige Gras. Nur selten fährt ein Auto vorbei, aber wenn, dann hinterlässt es Staubwolken. Ueli beobachtet, wie die Lastwagen vor der engen Kurve zur Bahnunterführung scharf abbremsen müssen und fast zum Stehen kommen. Das ist es, er jubelt fast: Klar, ich springe bei einem Lastwagen hinten auf die Stossstange.

Lang muss der Bub warten, bis der nächste Lastwagen heranfährt. Doch Ueli hat Zeit.

Dann hört er das dumpfe Brummen eines Lasters und sein Herz beginnt zu klopfen. Jetzt, jetzt muss es klappen.

Ueli steht ganz nah an den Strassenrand. Der Lastwagen fährt langsam in die Kurve ein Sprung und Uelis Hände packen mit festem Griff die Seile, die die Blache des Verdecks befestigen. Er zappelt und versucht Halt für die Füsse zu finden. Der Lastwagen gibt wieder Gas. Seine Beine schlagen hin und her – dann endlich gelingt es und er findet einen festen Stand. Doch die Fahrt wird zur Tortur. Die Strassen sind holperig, die Schlaglöcher zerren in den Armen. Dann fährt der Lastwagen ins nächste Dorf ein, direkt auf eine Kreuzung zu. Was, denkt der Bub, wenn er die falsche Richtung einschlägt? Er will nur eines, heim zu seinen Eltern. Doch er hat Glück, der Lastwagen fährt geradeaus weiter, immer schön Richtung Elternhaus.

Der Wagen fährt und fährt mit unvermindert hoher Geschwindigkeit, wie dem Bub scheint, über die ungeteerte Landstrasse. Der Staub und die



Schläge machen ihm zu schaffen, seine Arme werden müde und er kämpft, muss durchhalten. Nur nicht vom Wagen fallen!

*Seine Familie lebte arm und bescheiden. Sie hatte keinen Platz mehr für Ueli.*

Dann endlich kommt sein Ziel näher. Nun stellt sich die Frage des Absteigens. Auch hier sind nur Naturstrassen. Soll er sich einfach fallen lassen? Kurz vor dem Elternhaus hat es eine ziemlich steile Rechtskurve, und er ahnt, dass der Lastwagen auch die sehr langsam fahren wird.

Dann geht alles sehr schnell. Ueli lässt los, springt ab und rollt die Strasse hinunter, mitten in einer dicken Staubwolke. Der Aufprall ist hart und schmerzhaft. Doch Ueli hat keine Zeit, liegen zu bleiben. Rasch steht er auf und lässt sich ins nahe Wiesenbord fallen. Hat den Absprung jemand gesehen? Er schaut sich um. Nein, es scheint nicht der Fall zu sein. Er betrachtet die Schürfungen, sie tun weh und sind voller Staub. Beim nahen Bach wäscht er sie aus, dann zieht er die Strümpfe aus, wädet auf die andere Seite, zieht Schuhe und Strümpfe wieder an und geht zum

Elternhaus, das wenige hundert Meter entfernt steht. Von weitem sieht er, wie die Kinder ins Haus springen; ein Blick auf die Kirchenglocke zeigt ihm, es ist Mittag. Vater wird in Kürze mit dem Velo von der Arbeit heimkommen. Und schon kurvt er um die Ecke, stellt das Fahrrad an die Wand und verschwindet im Haus. Und jetzt? Mit einem unguuten Gefühl bleibt Ueli auf dem kalten Boden vor der Haustüre sitzen.

Dann Schritte, die Türe geht auf, Vater steht im Türrahmen. Einen Augenblick lang bleibt alles still. Dann fragt Vater mit lauter Stimme: «Was machst du hier? Warum sitzt du da?» Kleinlaut erzählt Ueli, dass er halt gerne wieder heimkommen würde. «Das kommt nicht in Frage», donnert der Vater los, «du musst wieder zurück.» Dann geht er. Grusslos. Mutter nimmt den Buben ins Haus und gibt ihm die Reste vom Mittagessen. Am Nachmittag holt der Bauer ihn wieder zurück. Wortlos nimmt er ihn auf dem Fuhrwerk mit, das Donnerwetter geht erst daheim los. Von da an beginnt Ueli die Tage und Monate zu zählen, bis er aus der Schule kommt. Er hat nur noch einen Gedanken, einen Wunsch: Weg von hier. Nach Hause, in seine Familie.

Dann endlich ist er da, der lang ersehnte letzte Schultag mit Examen. Doch Uelis Freude ist verdorben, als er erfährt, dass er auf dem Klassenfoto nicht erwünscht ist. Nein, den Hüttenbub wolle man nicht draufhaben.

Acht Tage später kommen zwei jüngere Geschwister mit einem Leiterwagen auf den Hof, um Ueli abzuholen. Rasch wird eine Kartonschachtel mit Uelis Habseligkeiten gepackt und aufs Wägeli geladen. Der alte Bauer drückt ihm einen Fünfliber in die Hand: «Trage Sorge dazu.»

Dann marschieren die drei Geschwister los.

Nach einer Stunde Fussmarsch lädt Ueli seine Geschwister zu Süssmost und Nussgipfel ein. Er zahlt und damit ist sein Abschiedslohn bereits aufgebraucht.

Doch daheim ist alles anders, als er es in Erinnerung gehabt hat. So richtig Freude an der neu gewonnenen Freiheit kommt nicht auf, und Ueli spürt, dass jetzt eine ganz neue, ungewisse Zukunft beginnt.

# Dem Drill der Institutionen entfliehen

Pauline, Rheintal 1949

Pauline ist 17 Jahre alt und damit zu alt für das Kinderheim geworden. Sie wird aus dem Heim entlassen und in eine Klosterschule überführt. Doch seit sie hier ist, hat sie keine Ruhe mehr und denkt unentwegt an Flucht. Was soll ich hier? Weshalb bin ich wieder eingesperrt? Warum darf ich keine Lehre machen, muss arbeiten wie eine Schwerverbrecherin, hinter Mauern und unter strenger Aufsicht?

Ich hab doch nichts getan.

Pauline tut schweigend ihre Arbeit. Manchmal wird sie angetrieben, manchmal auch geschlagen.

Pauline hat nur eine Sehnsucht: Sie möchte frei sein und endlich selbst ein Stück weit über ihr Leben entscheiden können.

Sie ist krank vor Angst. Klosterfrauen sind es – «Büsserinnen» – die Pauline antreiben, schlagen und wütend machen.

«Wenn du nicht folgen kannst, dann werden wir dich schon lehren.» drohen die «Büsserinnen». «Los, Pauline, geh mit den anderen zur Hausarbeit, los, beeil dich. Mach schon.» Die täglichen Befehle gehen ihr auf die Nerven und tun weh zugleich.

Zusammen mit anderen Mädchen arbeitet sie in der Konfektionsschneiderei. Die Mädchen tuscheln, sie lachen und erzählen von ihrem Leben in Heimen und in Pflegefamilien. Pauline hört zu, sie kann nur vom düsteren Kloster im Thurgau erzählen, von den Schwestern, von den schrecklichen Dingen, die sie erlebt hat. Die Mädchen hören ihr gespannt zu. Sie erzählt und ist wütend, dass sie schon wieder eingesperrt ist, dass die Freiheit, die ihr der Vormund versprochen hat, nicht das ist, was sie ihrer Ansicht nach sein sollte.

## Regelung im Kanton Aargau

Im Kanton Aargau war die Zuständigkeit für Kinder, die in fremde Obhut kamen, äusserst uneinheitlich geregelt. Für die armenrechtliche Jugendhilfe war bis 1936 die Heimatgemeinde zuständig. Das fürsorgerische Eingreifen wurde über die Wohngemeinde organisiert. Kinder, welche durch private Organisationen oder in Anstalten platziert wurden, waren bis Mitte der 1940er Jahre überhaupt keiner behördlichen Kontrolle unterstellt.



*Pauline erlebte den  
Kinderheim-Alltag  
bedrückend,  
ohne Spiel.*

«Ich würde gerne Coiffeuse werden», erzählt sie den anderen, wenn es dunkel ist und alle Mädchen in ihren Betten im Schlafsaal liegen. «Oder Damenschneiderin, aber was nützt es? Ich bin hier und ich habe keine Wahl.» Die Mädchen wissen alle, wovon Pauline spricht. Es geht ihnen nicht besser. Aber ihre gemeinsame Not macht sie stark und erfinderisch zugleich. Mit primitiven Mitteln basteln die Mädchen in aller Heimlichkeit ein Radio. Sie sind entzückt, als es gelingt und tatsächlich Musik aus dem komischen Kasten ertönt. «Es funktioniert», sagt Pauline glücklich. «Jetzt haben wir eine Stimme von draussen. Jetzt sind wir ein bisschen frei.»

Das Radio ist der bestgehütete Schatz.

Es wird Ostern. Pauline hat keine Möglichkeit, frei zu bekommen. Sie hat niemanden, den sie besuchen kann. Das Heim leert sich, die Mädchen reisen freudig ab. Festtage zu Hause. Ein Traum für alle – besonders für jene, die Eltern haben oder ältere Geschwister, bei denen sie die Feiertage verbringen können.



Pauline bleibt fast allein zurück. Die Einsamkeit ist bedrückend, die Nächte sind lang und still, nichts ist zu hören, nicht das gewohnte Flüstern von Bett zu Bett, das leise Kichern, das tiefe Atmen der anderen Kinder. Und auch das Radio bleibt stumm – es funktioniert nicht mehr. Pauline liegt mit offenen Augen im Bett. Sie denkt lange über ihr junges Leben nach. Sie ist traurig, sie will sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden.

Dann plötzlich rafft sie sich auf. «Ich haue ab. Ich will nicht mehr, ich habe genug von diesem Leben in Heimen und Anstalten. Jetzt ist Schluss.» Sie steht auf, zieht sich leise an, geht hinaus auf den Korridor. Alles ist still, nichts rührt sich. Vorsichtig steigt sie die Treppe hinunter, erreicht die Haustür. Der Schlüssel steckt, sie dreht ihn langsam um, das leichte Knirschen im Schloss ist kaum hörbar. Sie zieht die schwere Haustür auf, huscht hinaus, bleibt stehen, horcht in die Nacht. Kein Ton, nichts. Sie schleicht zur Mauer, die das Heim umgibt, klettert hinauf und lässt sich auf der anderen Seite sanft hinuntergleiten. Frei! Endlich frei. Sie läuft, bis sie äusser Sichtweite des Heims ist, setzt sich auf eine Bank am Rhein und holt tief Atem. Sie hat es geschafft.

Sie ist einige Tage unterwegs. Mit Autostopp kommt sie bis nach Romanshorn, sie steigt in einen Zug, bereit abzuspringen, wenn der Kondukteur kommt. Sie hat Glück, niemand kontrolliert sie. Sie fährt bis nach Ermatingen, von dort wieder zu Fuss. Endlich erreicht sie Stein am Rhein, den Wohnort ihrer Mutter. Sie bleibt ein paar Tage bei ihr, dann wird sie unruhig, denn sie ist sicher, dass der Vormund sie suchen lässt. Sie zieht weiter nach Schaffhausen und bleibt ein paar Tage dort. Sie bekommt da und dort etwas zu essen. In einer Wirtschaft hilft sie ein paar Tage in der Küche. Dann geht sie wieder. Rheinabwärts bis nach Basel. Ihre Flucht findet ein jähes Ende, als die Polizei sie aufgreift und sie im Lohnhof, einem berüchtigten Gefängnis, einsperrt. Die Bedingungen sind sehr schlecht, niemand spricht mit Pauline, sie ist am Ende ihrer Kräfte – aber der Wille zur Freiheit ist ihr geblieben. Nach ein paar Tagen wird sie abgeholt. Die Fahrt geht nach Richterswil. Der Vormund wartet. Vorwürfe und Drohungen:

## Die Kosten für das Kind

In 40% bezahlen die Eltern, d.h. Vater oder Mutter, oder beide Eltern zusammen, das Pflegegeld für ihr Kind. 7% der Kinder bestreiten ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln (Waisenvermögen, Unfallrenten, SBB-Pensionen). Die Hilfe von Armenpflegen beanspruchen 44% der Kinder. Das Pflegegeld beträgt bei 60% der Kinder unter Fr. 35.- pro Monat, in 32% über Fr. 35.-. Die üblichen Ansätze des Armenerziehungsvereins sind Fr. 40.- für Kinder unter 12 Jahren, Fr. 30.- bis Fr. 35.- für Kinder über 12 Jahren (die schon mancherlei helfen können in Haus und Landwirtschaft). Die Ansätze der Armenpflege bewegen sich zwischen Fr. 15.- und Fr. 45.-.

«Was denkst du dir denn? Du kannst doch nicht einfach in der Welt herumzigeunern. Du wirst lernen müssen, dass du nicht einfach machen kannst, was du willst.»

Er bringt Pauline in ein Heim im Toggenburg. Sie ist völlig verzweifelt, weint nächtelang, spricht mit keinem. Manchmal schreit sie in der Nacht: «Ich will raus, ich will nicht mehr!» Sie wird von Weinkrämpfen geschüttelt. Sie ist krank vor Sehnsucht nach ihrer eigenen Freiheit und sie hat genug von allem. Endgültig.

«Ich habe Bauchweh, starkes Bauchweh», sagt sie eines Tages müde zu einer Angestellten.

«Was hast du? Bauchweh? Wo denn?»

Pauline zeigt die Stelle, wo sie Schmerzen hat.

«Das könnte der Blinddarm sein», meint die Frau.

«Blinddarm, ja genau, das ist es», sagt Pauline und krümmt sich vor Schmerzen. Sie erbricht sich mühsam und stöhnt. Die Angestellte holt die Heimleiterin. «Das sieht gar nicht gut aus», sagt die Frau und setzt ängstlich hinzu: «Wenn du so starke Schmerzen hast, dann bringen wir

dich ins Spital. Das ist das Beste. Sie setzen Pauline ins Auto und fahren mit ihr ins Spital. Ein Arzt untersucht sie. «Ja, alle Symptome weisen auf Blinddarm hin. Wir müssen dich sofort operieren, bevor er platzt. Es ist höchste Zeit.»

Sie wird mit Äther betäubt und dann operiert. Die Ärzte staunen, denn der Blinddarm ist nicht entzündet, es ist alles in Ordnung, Pauline fehlt nichts, sie ist gesund. «Warum hast du dir das ausgedacht? Da ist nichts, hast du überhaupt einmal Bauchschmerzen gehabt? Was ist mit dir los?» Sie schweigt, schaut den Arzt an. «Ich habe gelogen, ich weiss es schon», sagt sie fest.

«Warum denn? Was ist los mit dir?» Der Arzt schaut sie gespannt an. «Erzähl doch einfach, was du hast, was los ist mit dir. Gefällt es dir in dem Heim nicht? Wirst du geschlagen?»



*Immer wieder riss Pauline aus den Heimen aus und floh heim. Sie wurde jedes Mal wieder zurückgebracht.*

Pauline sagt nichts. Sie schaut den Arzt nur an. Dann weint sie plötzlich, schluchzt und sagt leise: «Ich will nicht mehr zurück. Die Angestellten sind schlecht mit uns, sie schlagen uns. Ich will nicht mehr.» Der Arzt schüttelt den Kopf. «Es muss sehr arg sein, wenn du dafür sogar eine Operation in Kauf nimmst. Ich werde schauen, was ich machen kann. Ich kann dir nichts versprechen. Bleib im Bett und warte, ich sage dir Bescheid.» Er lächelt. Pauline schaut ihm nach. Die Tür schliesst sich hinter ihm. Pauline schöpft neue Hoffnung. Sie darf am nächsten Tag aufstehen, aber sie bleibt noch ein paar Tage im Spital. Dann endlich kommt der Arzt, setzt sich zu ihr. «Ja, ich habe mit deinem Vormund gesprochen. Er denkt auch, dass man es mit dir versuchen sollte, bei einem Bauern vielleicht. Wir hätten da einen Platz gefunden für dich. Du musst einfach versprechen, dass du nicht mehr davonläufst. Du kannst nicht ewig vor allem davonlaufen. Was meinst du?» Pauline schaut den Doktor zweifelnd an. «Ich muss nicht mehr ins Heim zurück? Versprochen?» «Ja, versprochen, du musst nicht mehr zurück.»

Pauline zweifelt noch immer. Der Vormund holt sie ab und bringt sie zu der Bauernfamilie. Sie wird freundlich aufgenommen. Die Arbeit ist hart, Pauline gewöhnt sich daran. Das Wichtigste ist ihr, dass sie frei ist. Zum erstenmal in ihrem Leben konnte sie dem Drill der Institutionen wirklich entkommen.

# Flucht in ein unbekanntes Elternhaus

Marianne, Bernbiet 1957

«Geh», hat ihr der Lehrer heute morgen in der Schule gesagt. «Geh und nimm nichts mit. Lass alles stehen und liegen und flieh.» Marianne wird beim Gedanken an diese Worte warm

ums Herz. Zum erstenmal hat eine Person mit Fürsorge und Wärme zu ihr gesprochen.

Was weiss er von ihrem Leid? Sie hat sich auch ihm gegenüber nicht öffnen können und kein Wort gesagt, trotz seinen sanft wiederholten Nachfragen. Dieser Panzer, den sie mittlerweile um sich herum aufgebaut hat, lässt sich nicht so ohne weiteres aufbrechen. Zu sehr halten Ängste und bittere Erfahrungen sie darin zurück.

## Kinder ohne Aufsicht

Die Zahl der Kinder, die in der Schweiz jeder Beaufsichtigung durch Dritte entging, war enorm. Zwei Beispiele mögen genügen: Als in Zürich im Jahr 1919 das kantonale Jugendamt geschaffen wurde, stellte sich heraus, dass sich von 4'800 Pflegekindern rund 3'500 an einem nicht bewilligten Pflegeplatz befanden, im Kanton Thurgau waren 1931 45% der untergebrachten Kinder ohne Aufsicht. Im Kanton Bern lagen die Verhältnisse ähnlich. 1929 standen 5'500 Pflegekinder unter Aufsicht. Die Volkszählung von 1931 ergab mehr als 12'000 Pflegekinder. Über 50% waren demzufolge ohne Aufsicht.

Sieht man ihr das Leid bereits an? Oder ist ihm über die Dorfbewohner etwas zu Ohren gekommen? Was weiss man über sie und ihr Leben bei Müeti, Jakob und den Söhnen? Was redet man im Dorf über sie? Marianne weiss es nicht.

Seit dem Moment, wo das unbekanntes Mädchen mit den langen schönen Zöpfen Marianne das Haus ihrer Eltern gezeigt hatte, war für sie klar, irgendwann würde sie da hingehen und ihre Eltern und Geschwister besuchen. Sie hatte keine Erinnerungen mehr an ihre Familie, doch sie wusste, da gehörte sie hin. Sie musste hin, koste es, was es wolle.

Die Gelegenheit kam an einem schönen Sommersonntag. Lange bevor der nette Lehrer in Mariannes Schule zu unterrichten begann. Marianne war zufällig allein auf dem Hof und machte sich auf den Weg. Das Haus fand sie auf Anhieb. Aber es war verschlossen und weit und breit niemand zu sehen. Ihre Familie war ausgeflogen.



Zu warten wagte Marianne nicht. Also ging sie wieder heim zu den Pflegeeltern. Dort hatte niemand etwas von ihrem Weggang bemerkt.

Kurze Zeit später, an einem schulfreien Nachmittag, startete sie zum zweiten Versuch. Im Garten stand eine dicke Frau, eine Hacke in der Hand, und arbeitete. Marianne schlich sich vorsichtig näher... Noch war sie unsicher, wer das sein könnte. Ihre Mutter?

Plötzlich schaute die Frau auf, sah Marianne und liess die Hacke fallen: «Komm rasch ins Haus», sagte sie zu ihr und ging voraus. Marianne folgte ihr. Die Frau hatte sie sofort erkannt. Es musste also ihre Mutter sein. Als sie das Haus betrat, kam ihr plötzlich alles so vertraut vor. Sie erinnerte sich wieder an die grosse Aussentreppe, die in den ersten Stock hinaufführte, an das Hühnerhaus draussen im Garten. Aber an die Frau, die vor ihr herging, mochte sie sich nicht mehr erinnern.

«Du bist weggelaufen, das gibt Schwierigkeiten, wenn es herauskommt», sagte die Mutter. Sie kochte Marianne Tee und strich ihr Butterbrote. «Du musst wieder gehen.» Nach dem Essen schickte sie Marianne wieder auf den Weg.

*Da stand eine dicke Frau mit einer Hacke im Garten – Mutter!*

*«Das ist doch nicht normal, dass ein Mädchen in seiner Freizeit nicht mit den Freundinnen spielen darf», fand Mariannes einzige Freundin und – liess sie stehen.*



Marianne schlich von da an noch zwei-, dreimal ins Elternhaus. Doch immer schickte sie die Mutter nach kurzer Zeit wieder zurück und Marianne verstand nicht, weshalb sie nicht bleiben durfte.

Irgendwann sagte sie Müeti, dass sie bei ihrer Mutter gewesen war und erwartete ein Donnerwetter. Doch Müeti blieb erstaunlich ruhig. «Die wollen dich ohnehin nicht», erklärte sie nur, «die sind viel zu arm.»

An Weihnachten 1957 sagte Marianne zu Müeti, sie wolle zu ihren Eltern gehen. Müeti gab Marianne sogar ein paar selbstgebackene Guezli mit, dann machte sich das junge Mädchen auf den Weg. «Wenn die wüsste, dass ich nie mehr zu ihr zurückkehren werde.» Marianne erinnert sich noch gut, wie felsenfest sie überzeugt war, dass dies nun die Gelegenheit war.

Der 25. Dezember war ein sonniger, verschneiter Tag. Die ganze Familie spazierte am Wildbach entlang. Mittendrin Marianne. Was für ein Gefühl, von ihren Eltern und Geschwistern umgeben zu sein. Marianne er-

innert sich noch, wie sie die Gruppe immer weiter hat vorgehen lassen, bis sie einen Abstand hatte. Dann betrat sie die dünne Eisschicht des Flusses und brach sofort ins kalte Wasser ein.

Mutter war äusser sich vor Sorge, ob vor Angst um Mariannes Gesundheit oder weil sie nun befürchtet noch ein Kind ernähren zu müssen.

Marianne wurde, durchgefroren wie sie war, sofort nach Hause gebracht, bekam trockene Kleider von der grossen Schwester, ein warmes Bett, eine heisse Bettflasche und heissen Tee, mit Kandiszucker gesüsst. Dann schlief sie ein.

In den nächsten Tagen hielt sich Marianne ständig in der Nähe ihrer Mutter auf. War sie in der Küche, war Marianne auch dort, ging sie in die Stube, folgte sie ihr. Marianne fühlte sich zu Hause wohl und geborgen und begann mit der Zeit ein paar Details von ihrem Leben bei den Pflegeeltern preiszugeben. Ob Mutter ihr glaubte? Kaum.

Marianne bekam Kleider von ihrer grösseren Schwester und deren Färb- und Bleistiftschachtel. Sie brauchte diese nicht mehr, da sie nun ein Haushaltjahr machte. Marianne rechnete felsenfest damit, dass sie von nun an auch hier zur Schule gehen würde, wo ihre Geschwister waren. Es sollte aber anders kommen.

Marianne war schon im Bett, als es an die Türe klopfte. Müeti stand draussen. Marianne, die in der Stube lag, sprang aus dem Bett, schob leise den Riegel der Stubentür vor und lauschte angestrengt und zitternd vor Angst, was nun in der Küche vorging.

Müeti brachte eine Tasche voller Fleisch. Stücke, die sich die Eltern nie hätten leisten können. Dann hörte Marianne, wie Müeti der Mutter erklärte, wie sehr man an Marianne hänge, dass das Kind wie ein eigenes geworden sei und dass sie doch zurückkommen solle. «Mutter, bleib stark», betete Marianne inbrünstig. Wenn doch nur der Vater endlich aus dem Stall zurückkäme. Er war dort mit zwei älteren Brüdern mit dem Bau einer Kaninchenum-

## Harte und kalte Umgebung

Wohl gab es nach wie vor Pflegeeltern, welche sich bemühten, «die ihnen anvertrauten Pfleglinge durch Gewöhnung an Ordnung, Tätigkeit, sittlicher Ernst und Selbstzucht für ihre spätere Lebensstellung vorzubereiten. Die Kinder gehörten zur Familie und erfahren freundliche Teilnahmen und liebevolle Behandlung». In vielen Fällen zählten jedoch die Verdingkinder nicht zur Familie, sondern waren darauf angewiesen, ihr Jugendleben unter oft rohen und sittenlosen Dienstboten zuzubringen, und es ist leicht abzusehen, was für Eindrücke in den leicht empfindlichen Kinderherzen zurückbleiben».

zäunung beschäftigt. Doch Vater kam nicht. Als Müeti weg war, sagte Mutter zu Marianne: «Geh wieder zurück, es ist besser für dich. Auch Fritz, der Bruder, fand am nächsten Tag, Marianne solle endlich gehen, da es für sie keinen Platz habe. Sie belege nur sein Bett, nähme den Schwestern die Kleider weg und der ganzen Familie das Essen. Marianne verstand. Es kam zu keinem Abschied. Marianne schlich leise und traurig zur Türe hinaus und ging.

Müeti triumphierte und hielt Marianne von da an täglich mehrmals die Armut ihrer Eltern, die Belebtheit ihrer Mutter vor.

«Dabei haben meine Eltern zumindest ein WC mit Wasserspülung, einen elektrischen Herd und können alle Zimmer im Haus beheizen», dachte Marianne trotzig. «Alles Dinge, die im Haus von Müeti noch undenkbar waren.» Marianne litt und Müeti frohlockte: «Nun siehst du, wie wenig wert du denen bist.»

Doch jetzt, an diesem Morgen, ist Marianne felsenfest überzeugt davon, dass die endgültige Flucht gelingen würde. Ihr Lehrer hat ihr dazu geraten und nebenbei erwähnt, dass ja im Städtchen Zug ebenfalls eine Schwester von Marianne wohnt. Vielleicht eine Möglichkeit dorthin zu ziehen. Marianne will nur noch eines, auf jeden Fall aus diesem Haus verschwinden. Nach wie vor sind die Söhne auf der Jagd nach ihr, nach wie vor ist sie zwischen den Beinen geschwollen und kann vor Juckreiz und Schmerzen kaum sitzen. Müeti verprügelt sie zwar nicht mehr, Marianne ist ihr zu kräftig geworden, aber bei jeder Gelegenheit gibt sie ihr einen schmerzhaften Schlag in die Nierengegend oder tritt ihr ans Schienbein.

Marianne aber spürt, wie ihr Körper der Pein langsam zu erliegen beginnt. Sie kann kaum noch atmen, die Lungen schmerzen, ihr ist ständig schwindlig und übel. Doch vor allem fühlt sie sich müde, müde, müde... Seit dem Weggang vom Elternhaus ist Marianne in eine tiefe Lethargie verfallen. Eine Traurigkeit, aus der sie nicht einmal mehr die Tiere zu locken vermögen. Sie mag nicht mehr mit Bläss, ihrem geliebten Hofhund, reden, die Pferde streicheln oder die Katzen heranlocken. Auch die





Blumen auf der Wiese, der Ruf des Kuckucks, alles lässt Marianne teilnahmslos bleiben. Es ist, als habe alles keinen Sinn mehr.

Und wenn Müeti in ihrer Wut zu Marianne sagt, man sollte ihr das Maul stopfen oder sie sei weniger wert als der Abfall auf der Halde, dann erkennt Marianne: Müeti hat Recht.

Marianne redet kaum noch. Sie will niemandem mehr zur Last fallen. Sie ist da und doch nicht mehr existent. Auch Hanne, das einzige Mädchen in der Schule, das ab und zu mit Marianne plaudert, findet plötzlich: «Es ist doch nicht normal, dass ein Mädchen in seiner Freizeit nie mit anderen Kindern spielen darf», und wendet sich anderen Spielkameraden zu. Marianne wehrt sich nicht. Wozu? Es wird nichts an ihrem Dasein ändern. Sie ist nun mal unerwünscht, ein Totsch, den man zu nichts gebrauchen kann.

Sie weiss es und hat es längst akzeptiert.

So wie sie den Alltag, den täglichen Drill, die harte Arbeit und die ständige Nörgelei akzeptiert hat. Jeder Versuch, eine Änderung herbeizuführen, eine Erleichterung, wird bestraft. Nach wie vor schöpft Müeti ihr

*Nach ihrer Flucht  
beendet Marianne die  
Schulzeit im Schulhaus  
ihrer Geschwister.  
Plötzlich steht Müeti  
im Schulzimmer...*

das Essen auf den Teller – wenig wie immer. Nach wie vor legt sie dem mittlerweile 13-jährigen Mädchen die Kleider zum Anziehen hin. Marianne hat bis heute noch nie einen Blick in ihren eigenen Kleiderkasten werfen dürfen.

Und immer noch bestimmt Müeti, wann Marianne zur Toilette darf und wann sie genug gegessen und getrunken hat.

Immer mehr aber spürt Marianne, wie sich ihre Gedanken zu verändern beginnen und ein Wunsch stärker und brennender wird. Der Wunsch zu töten.

Aus dem Wunsch wird ein Muss und aus dem Gefühl ein teuflischer Plan: «Ich muss Müeti, Jakob und die Söhne töten. Ich muss..., ich muss..., ich muss..., ich muss...»

Wie besessen ist sie von diesem Gedanken und sie spürt, es ist der einzige Weg, sich von dieser Pein und dieser tiefen Angst zu befreien.

Vor ihren Augen entstehen immer wieder neue Szenarien, wie sie die Familienmitglieder umbringen würde, langsam und qualvoll. Und Marianne gewinnt eine neue Art von Selbstachtung, beim Gedanken diese täglichen schmerzvollen Demütigungen mit den eigenen Händen zu «beenden». Marianne ist immer mehr davon überzeugt, dass sie dies tun muss, es ihre Pflicht ist, so zu handeln. Ihr ganzes Trachten ist nur noch darauf ausgerichtet, ihren Schlachtplan zu verwirklichen. Ihre Gedanken sind wie eingepackt in eine Konservendose: «Ich muss..., ich muss..., ich muss...»

Moralische Skrupel empfindet sie keine, warum auch; und an Gott, den sie in all den Jahren so oft um Beistand gebeten hat, glaubt sie auch nicht mehr. Gäbe es einen, er hätte sie nicht all die Jahre in dieser Hölle belassen.

Und jetzt diese Worte von ihrem Lehrer: «Geh, geh, Marianne, und nimm nichts mit.»

Und Marianne weiss: jetzt, jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen. Jetzt fängt ein neues Leben an. Drei Tage, kurz vor den Herbstferien, läuft sie Müeti davon und geht schnurstracks zu ihren Eltern zurück. Zu Hause scheint sie willkommen zu sein. Es gibt keine Probleme, keine

misstrauischen Fragen, keine hässigen Bemerkungen. Es ist wie ein Wunder: Marianne ist daheim!

Später erfährt Marianne von ihrer Mutter, dass nach Attis Tod Müeti alle Versuche rigoros unterbunden hat, Marianne zu besuchen. Auch die Päckli, die ihr die Familie zum Geburtstag und zu Weihnachten hat zukommen lassen, hat Marianne nie gesehen.

Am Ende des 7. Schuljahres findet das Handarbeitsexamen statt. Die Mädchen sitzen in ihren Bänken, die Spannung und Nervosität ist gross, immer mehr füllt sich die Schulstube mit erwartungsvollen Müttern. Plötzlich sieht Marianne Müeti. Das Mädchen erschrickt und duckt sich instinktiv in ihrer Bank. Doch Müeti hat sie schon gesehen und kommt schnurstracks auf sie zu. Sie stellt sich hinter Marianne, krallt ihre Finger in die Schultern des Mädchens und sagt laut und deutlich: «Si het emau mi ghört. Si het bi mir glernt, was pariere isch.» («Sie hat mal mir gehört. Sie hat bei mir gelernt, was georchen ist.»)

Dann verlässt sie eilends den Raum.

Marianne sitzt wie versteinert da, dann wird ihr schlecht und sie muss sich im Schulzimmer übergeben. Sie schämt sich schrecklich. Im Schulzimmer ist es währenddessen laut geworden, die umstehenden Mütter diskutieren heftig und böse. Marianne hört eine Frau sagen: «Musste diese Hexe auch noch kommen?» Marianne versteht die Welt nicht mehr: Zum ersten Mal in ihrem Leben hört sie, wie die Leute über Müeti denken. Warum erst jetzt?

Es ist das letzte Mal, dass Marianne Müeti gesehen hat.

## Hartherzige und gewinnsüchtige Argumente

Ein Grund der Gefährdung von Pflegekindern lag und liegt auch heute noch in der menschlichen Unzulänglichkeit, die durch keine noch so gute Organisation ganz ausgeschaltet werden kann. Sie zeigte sich bei nachlässigen, hartherzigen oder gewinnsüchtigen Pflegeeltern wie Versorgern, welche die ihnen obliegenden Pflichten nicht oder nur so oberflächlich ausübten, dass gerade die verängstigten Kinder, denen es wirklich schlecht ging, bei ihnen keinen Schutz fanden.

# Erwachsen! Und dann?

## **Pauline, 71, lebt im Thurgau**

Pauline lebt heute zurückgezogen im Thurgau. Trotz ihrem Schalk und Lebensmut, hatte sie auch im späteren Leben schwer zu kämpfen. «Ich habe viel erlebt und ich wäre sicher untergegangen, wenn ich nicht eine eigene, ja eigenwillige Persönlichkeit entwickelt hätte und es so schaffte, meinen Willen durchzusetzen.» Pauline ist nicht ganz zufrieden mit dem, was sie bis heute erreicht hat. «Es war sehr problematisch für mich weiter zu kommen, denn der Umgang mit den Leuten war manchmal schwierig, weil man einfach von den alten Ängsten nicht loskommt und immer den leisen Verdacht mitträgt, dass da wieder jemand hinter einem her ist. Ich denke oft, dass ich nur durch mein Fliehen, endlich den Weg ins Leben einigermaßen gefunden habe.» Sie hat ihre Mutter nur gesehen wenn sie «auf der Kurve», also auf der Flucht war. Dann gelang es ihr manchmal ihre Mutter aufzusuchen und mit ihr zu reden. «Ich wäre gern bei meiner Mutter geblieben. Ich hatte sie sehr gern und ich hatte Vertrauen zu ihr.» Doch dieser Wunsch wurde von den Behörden vereitelt. Und ihre Mutter hatte keine Möglichkeit ihr zu helfen – da stand immer der Vormund dazwischen. Pauline hat auch mit ihren Ehen nicht unbedingt Glück gehabt – doch darüber möchte sie nicht reden. «Ich habe Kinder, die mir bis heute viel Freude machen Und sie halten zu mir. Das tröstet über vieles hinweg und tut mir gut. Aber es zeigt auch, auf was ich alles verzichtet habe in meinem Leben. Verzichten musste, weil andere über mein Leben entschieden haben, und zwar so, wie ich es mir nie gewünscht und schon gar nicht vorgestellt habe.»

Pauline konnte keine Ausbildung machen, heiratete früh und war fortan Mutter und Hausfrau von fünf Kindern.

Pauline ist nicht verbittert, sie lebt ihr Leben und sie hat einen gesunden Humor entwickelt: «Das Leben ist sicher nicht einfach, das wissen alle. Wer sich in diesem Leben nicht zu wehren vermag, wer nie ein Risiko



eingeht und einfach einmal abhaut, wenn es nicht mehr weiter geht, der vermag auch das Glück nicht zu genießen, wenn man es trotz aller Widerstände dann eben doch noch schafft.»

*Heimleben: für Alfred  
nur noch Erinnerung.*

### **Elisabeth, 66, Burgdorf**

Die Pflegemutter war Elisabeth gegenüber stets bissig und unfreundlich, trotzdem war Elisabeth dankbar für den Platz, den sie bei der Pflegefa-

*Erwachsen öffnete sich für Elisabeth eine völlig neue Welt, die der eigenen Kinder – wenn nur die Schwiegermutter nicht gewesen wäre...*



milie bekommen hatte. Nicht nur ihres Pflegevaters wegen, der streng, aber gerecht wirkte. Sie hatte ein warmes Bett, bekam gute Kleider, Spielsachen und hatte immer genügend zu essen. Als sie älter wurde, bekam sie zwei Wochenplätze, an denen sie nach der Schulzeit als so genannte Ausläuferin arbeiten musste.

Mit dem ersparten Geld musste sie für ihre persönlichen Utensilien aufkommen, trotzdem reichte es mit den Jahren sogar zum Kauf eines eigenen Velos.

Erst später, als sie ihren Mann kennen lernte und heiratete, wurde sie bei jeder Gelegenheit an ihre Verdingkindzeit erinnert. Durch ihre Schwiegermutter, die kein gutes Haar an ihrer Schwiegertochter lassen mochte. Für sie war und blieb sie das Verdingkind, das ohne Aussteuer und Geld in die Ehe gekommen war. Eine Schmarotzerin. Das tat weh, doch Elisabeth schwieg, ihren drei Kindern und dem Mann zuliebe. Und sie hatte kein einfaches Leben. Ihr Mann, an Kinderlähmung erkrankt, kam schon früh in den Rollstuhl und benötigte Pflege. Geld war Mangelware.

Manchmal gab es Momente in ihrem Leben, wo sie dachte: «Jetzt geits nümme». Vor allem, als 1986 ihre damals erst 29jährige Tochter mit dem Auto tödlich verunglückte. Sie wurde auf dem Bahnübergang vom Intercity erfasst.

Immer wieder rappelte sie sich auf, stillschweigend, und machte weiter: Mit 50 lernte sie Auto fahren und mit 60 erfüllte sie sich ihren Herzenswunsch: Sie wollte ihre Geschwister wieder sehen. Zu viert kamen sie zusammen und erzählten sich gegenseitig von ihrem Schicksal. Es glich sich in vielen Teilen bei manchen: ausgenützt, misshandelt, schikaniert. Nur eine Schwester wurde von einer Familie adoptiert und wuchs wohlbehütet auf. Und noch eines wurde ihnen allen klar: Sie waren sich in all den Jahren fremd geworden. Trotzdem nimmt sich Elisabeth fortan ihrer geistig behinderten Schwester an und lädt sie regelmässig zu sich ein.

Und ihr Vater? Er starb im hohen Alter von 84 Jahren. Die letzten zehn Jahre hatte er bei Elisabeth verbracht. «Aber er war für sie nie der Vater, diesen Platz hatte längst ihr Pflegevater eingenommen. «Er war einfach ein armer, alter Mann, ein Trinker bis zuletzt, dem wir ein Dach über dem Kopf gaben, damit er nicht auf der Strasse vegetieren musste.»

Und heute, wo sie sich endlich zurücklehnen könnte, auf einen gütigen Lebenspartner zählen darf, streikt ihr Herz. Eine Herzklappenverformung und ein starker Diabetes zwingen sie immer wieder ins Spitalbett.

## **Alfred, 64, Zürich**

Alfred kam mit dem Schulaustritt und der Konfirmation aus dem Heim und begann eine Lehre als Elektrotechniker – gegen den Willen seines Vormundes, aber Alfred vermutet, dass einer seiner Lehrer intervenierte. Alfred kam zu einer Schlummermutter, in ein ungeheiztes Zimmer, und erfuhr eine gleichermassen frostige Behandlung durch diese Familie.

Er war geduldet, aber nicht erwünscht.

Bald darauf lernte er ein Mädchen kennen und lieben. Eine neue Welt tat sich ihm auf. Die Welt der Gefühle und des Herzens. Mit einem alten Occasionsvelo radelte er regelmässig 30 Kilometer, um seiner grossen

*Nicht nur auf dem  
Lande: Während des  
2. Weltkrieges wurden  
auch Sportplätze zu  
Anbauflächen gemacht.*

*Frauen und  
Kinder trugen oft die  
Last der landwirtschaft-  
lichen Arbeiten mitten in  
den Städten.*



Liebe scheu in die Augen sehen zu können. Er war im siebten Himmel – unendlich glücklich und dankbar. Erstmals bekam er so auch Einblick in den Alltag und die Gepflogenheiten einer «richtigen» Familie. Er fühlte sich zugehörig und willkommen.

Um so härter traf es ihn, als das junge Mädchen von ihm nichts mehr wissen wollte. Mit Schlaftabletten versuchte er sich das Leben zu nehmen und wurde im letzten Moment von der Schlummermutter gefunden. Er kam ins Spital und schliesslich in die Psychiatrische Klinik nach Zürich. Er war am Boden zerstört. Nie hätte er sich als Bub vorstellen können, dass es noch schlimmer werden könnte, fühlte er sich doch bereits als Bub ganz unten.

Der neue Vormund, ein verständnisvoller Mann, suchte mit ihm zusammen nach dem «Wie weiter». Als Alfred bei ihm im Büro sass, klopfte es an die Zimmertür und eine Frau trat herein. «Das ist deine Mutter, deine echte Mutter», erklärte der Vormund Alfred. «Sie möchte dich heimnehmen und dir ein Zuhause bieten.» Alfred sah die Frau an, und sie war ihm fremd. Weshalb kam sie erst jetzt?

Er sah die Tränen der Frau, dann ging sie. Später erfuhr Alfred, dass er für sie, weil ja mittlerweile arbeitsfähig, interessant geworden war. Und er erfuhr auch, dass er noch zehn jüngere Geschwister hatte. Einige von ihnen kamen genauso wie er von zu Hause weg, weil die Eltern tranken. Alfred wollte selbständig bleiben, suchte sich eine Schlummermutter und fand, welch ein Zufall, in jener Wohnung zum erstenmal mit einem



seiner Brüder zusammen – auch dieser hatte dort ein Zimmer gemietet.

Eines Tages klingelte es an der Haustüre und Alfred erlebte in dieser Wohnung seine nächste Überraschung: «Sein Mädchen» stand vor der Türe. Jenes liebe Wesen, das er nie aus seinem Herzen hatte reissen können. Wie sie ihn in der Grosse Stadt Zürich gefunden hatte, war ihm schleierhaft.

Die beiden heirateten, bekamen zwei Söhne und sind heute noch ein Paar. Eines aber wollte er unbedingt kennen und spüren lernen – die grosse Freiheit. Er fand sie über die gemeinsamen Reisen mit seiner Frau, zum Beispiel in der Weite der USA. Seine grösste Erfahrung aber war das Entdecken der Liebe. «Es war», so erzählt er, «wie wenn ein Blinder plötzlich Farben sehen kann.»

## Zum gesetzlichen Spielraum

Paradox ist, dass zu Beginn 20. Jahrhunderts das Verdingwesen zwar vehement kritisiert und als veraltet verworfen wurde, gleichzeitig aber im ZGB die Grundlage für die fürsorgereisiche Kindeswegnahme entstand: Plötzlich wurden zu ihrem Schutze noch einmal sehr viele Kinder in Heimen und Pflegeplätzen versorgt. Und dies, ohne dass die rechtliche Situation dieser Kinder einheitlich geregelt wurde.

## **Maria, aus Österreich, 78, lebt heute im Kanton St. Gallen**

Als die böse Grossmutter starb, konnte die Mutter den Vater ihrer beiden Töchter heiraten. Die Grossmutter war immer gegen diese Verbindung gewesen und hatte deswegen auch das Leid ihrer Nachkommen in Kauf genommen. Nun endlich waren sie offiziell eine Familie.

Doch der Vater war nicht mehr so sehr darauf erpicht, seine bereits halbwüchsigen Töchter bei sich aufzunehmen. Bei der jüngeren Tochter, dem Annerl, hatte er ein Einsehen. Maria aber musste bei ihrer Gotte bleiben, bis der Pfarrer sie mit 15 in seine Dienste nehmen wollte und sie damit von ihrem schweren Los befreite. Die harte Arbeit war geblieben, doch erstmals fühlte sie sich als Mensch. Wie gern hätte sie eine Lehre gemacht. Doch dafür hatte niemand ein offenes Ohr. Und dann kam der Krieg. Not und Angst herrschten überall, auch in dem kleinen Dorf. Als später die russische Besatzungsmacht Einzug hielt, dauerte der Terror an. Missbrauch an den einheimischen Mädchen war an der Tagesord-

nung, und so manche versuchte vor den Soldaten zu fliehen und sich zu verstecken. Auch Maria. Einmal versteckte sie sich in ihrer Not in einem Kornfeld und schlief während des langen Ausharrens dort ein. Das hat ihr viel erspart. Die Soldaten gaben die Suche auf und sie kam ungeschoren davon.

Schliesslich wollte Maria nur noch eines: weg in die Fremde. England schwebte ihr vor, doch liess sie sich davon überzeugen, dass die Schweiz näher war und man dort Deutsch sprach, ein weiterer Vorteil. So reiste

## Liebe

Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte so gerne alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu tun, wenn man mir zu essen gab.

Jeremias Gotthelf, Der Bauernspiegel

Maria 1954 in die Schweiz und kam als Pflegerin in ein Krankenhaus. Dort traf sie auf einen jungen Patienten, der eines Beinbruchs wegen das Bett hüten musste. Er gefiel ihr ausnehmend gut, und obwohl sie sich immer gesagt hatte, sie werde nie einen Bauern heiraten, brachte sie dem jungen Mann einen grossen Blumenstraus aus dem Spitalgarten ans Bett. Ein stilles Zeichen ihrer Zuneigung.

Noch wusste sie nicht, dass der junge Mann im Bett durch Marias Charme ebenfalls beeindruckt war. Nur, wie sag ichs meinem Kinde?

Der junge Mann hatte das Reden auch nicht gerade erfunden.

Doch sie fanden sich und wollten bald heiraten.

Aber, Maria hatte keine Papiere. Der Grund: Ihr Vater hatte seine beiden Mädchen gar nie angemeldet. Es war ihm damals schlichtweg egal, was seine damals noch unehelichen Töchter taten, und wie es ihnen ging. Maria hätte als unehelich Geborene, das Land Österreich gar nie verlassen dürfen. Schliesslich aber hatten die Zivilstandsbehörden der Schweiz und Österreichs ein Einsehen und liessen das junge Paar heiraten. Vier Kinder wurden geboren und ein strenges Leben begann. Ein Leben, das weiterhin bestimmt war durch hartes Arbeiten und Verzicht.

## Pia, 81, lebt im Zürcher Oberland

Sie ist eine liebe, alte Frau geworden. Doch ihr Gesicht ist gezeichnet von den vielen Demütigungen, die sie erlebt hat. Erst nach Jahren der Zwangsarbeit, der Züchtigungen fand sie aus ihrer verzweifelten Lage heraus. Nach der Entlassung aus der Frauenstrafanstalt Hindelbank (über

den Einweisungsgrund mag sie heute nicht mehr sprechen), ging sie nach Frankreich, eigentlich mit dem festen Vorsatz, nie mehr in die Schweiz zurückzukommen. Doch eine kurze, heftige Liebe zu einem Schweizer, den sie in Lyon kennenlernte, zog sie zurück nach Lausanne, wo sie fortan als Serviertochter arbeitete.

Die Liebe zerbrach an der Unterschiedlichkeit der Liebenden. Er wies sie schroff ab, als sie ihm aus ihrem Leben erzählte. Danach verschloss sich Pia enttäuscht, arbeitete in Fabriken, in einer Transportfirma und in Restaurants als Kellnerin und schliesslich in einem Altersheim als Raumpflegerin. Seit sie im AHV-Alter ist, hat sie sich zurückgezogen, lebt trotz ihres hohen Alters allein in einer kleinen Wohnung. Sie möchte niemanden sehen, spricht mit niemandem, geht regelmässig in die Kirche, aber sie spricht auch mit dem Pfarrer nie über ihr Leben. Sie lässt sich nicht fotografieren, sie hat die wenigen Bilder aus ihrer Jugendzeit vernichtet – sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen, sieht dem Tod ruhig entgegen. «Ich hatte kein gutes Leben», sagt sie ruhig. Willkür und Gewalt haben mich als Kind schon kaputt gemacht, ich wehrte mich, lehnte mich auf. Aber schlussendlich war ich immer die Verliererin. Ich hadere nicht, ich bin auch so zufrieden, es lässt sich ja nichts mehr ändern.» Sie lächelt und ist froh, wieder allein zu sein.

## **Grad der Verdorbenheit wurde evaluiert**

Der Entscheid, ob ein Kind in einer Familie oder in einem Heim bzw. einer Anstalt platziert werden sollte, wurde im Kanton Aargau von den Armen-erziehungsvereinen anhand des «Verdorbenheitsgrades» des Kindes beziehungsweise dessen Umfeldes entschieden: Schwierige Fälle schienen nur noch durch Zwangserziehung in einer Anstalt auf den richtigen Weg gebracht werden zu können.

## **René, 71, lebt im Bernbiet**

Während Jahrzehnten war René, am Ende vieler Fluchten, im Pflegeheim Wiedlisbach. Als Insasse und Knecht. Er wurde ausgegützt und, wie er selber sagt, «gottsträflich betrogen und beschissen.» Von den Behörden und seinem Vormund wurde er als «geistig zurückgeblieben» taxiert und also versorgt. Für mehr als vierzig Jahren. Er erzählt, wie er ausgebeutet wurde und geduldet hat. Nach seinem Austritt mit 58 Jahren bedauern



*Für René blieben die Schrecken der Kindheit auch im Erwachsenenleben allgegenwärtig: Die Knechtschaft bestand weiter.*

die Leiter des Pflegeheims René's Austritt. «Schade, der René war eine so gute Hilfe, ein guter Mensch, wir hatten ihn wirklich gern. Er war immer fleissig, und fröhlich.»

Vor 13 Jahren wurde die Freiheit für René endlich Wirklichkeit. Aber nur weil seine Verwandten jahrelang zäh darum gekämpft hatten, ihn endlich vom Anstaltszwang zu befreien. Auch die Umwandlung der Vormundschaft in eine Beistandschaft erforderte grossen Aufwand und Hartnäckigkeit. Es war ein grosser Tag für René, der sich Zeit seines Lebens gewehrt hatte, als er endlich frei war. Er fand sich erstaunlich schnell zurecht in seiner Freiheit, er schaute nicht mehr zurück, vermied von da an aber den Kontakt zu jenen, die ihn um seine Freiheit betrogen hatten. Er fand eine Arbeit im Behindertenheim Madiswil, mietete eine kleine Einzimmerwohnung und lernte eine Frau kennen, mit der er eine grössere Wohnung bezog. Später trennten sie sich wieder und René nahm sein Leben wieder selbst in die Hand. Als AHV-Rentner versuchte er die Welt zu entdecken, von der er einst so viel gehört und geträumt hatte. Er reiste herum – zum Beispiel nach Wien –, ganz allein, und fand sich dort bestens zurecht. «Es ist gut so, man muss vergessen können.

Sonst bleibt man hängen und wird nie damit fertig», sagt René. Nur bei seinen Verwandten, seiner Schwester und deren Familie, die jahrelang für ihn gekämpft haben, bleibt ein ungutes Gefühl zurück, wenn sie in seinen Akten nachlesen, nicht nur um wie viel Geld, sondern vor allem um wie viel Liebe, Geborgenheit und Menschlichkeit René betrogen wurde. «Es isch halt eso», sagt er leise.

## Kein Schicksal nur von Kindern

Verdingen heisst, für den Lebensunterhalt zur Arbeit angehalten werden. Verdingt wurden nicht nur Kinder, sondern bis ins 19. Jahrhundert auch arme Erwachsene. Auch eine Stelle als Knecht oder Magd antreten wurde noch lange als „sich verdingen» bezeichnet.

## Alois, 82, St.Gallen

Alois hat es auf Umwegen geschafft, sein Leben so zu gestalten, dass es auch für ihn zur vollen Erfüllung wurde. Obwohl er bei einem Bauern im Luzernischen verdingt wurde, öffneten sich für ihn später überraschend viele Möglichkeiten, sein Leben zu gestalten. Er liess sich zum Käser ausbilden und packte im Militär die Chance, vorwärts zu kommen: Nach der Rekrutenschule machte er bis zum Unteroffizier weiter und kehrte danach in seine Vaterstadt St. Gallen zurück, wo er mit seiner Mutter wieder zusammentraf, die trotz des schweren Schicksals nicht zerbrochen war. Er wohnte bei ihr, las viel und durch einen Kollegen gelang es ihm, bei den Schweizerischen Bundesbahnen zuerst einen handwerklichen Posten zu bekommen, später arbeitete er im SBB Betriebsbüro. Er heiratete und wurde Vater. In seiner Freizeit widmete er sich vielen kulturellen und auch erzieherischen Aufgaben, sang jahrelang im Bach-Chor mit, wurde völlig integriert und übernahm in einer humanistischen Vereinigung verschiedene Funktionen, so auch jene eines Vormundes und Fürsorgers. Folgen von schweren Unfällen und gesundheitliche Rückschläge, machten sich im Alter immer mehr bemerkbar, auch seine Frau hatte jahrelang gesundheitliche Probleme. Doch Alois liess sich nicht beeindrucken, er arbeitete zäh und fleissig weiter und schuf sich einen guten Namen. Heute, im hohen Alter von 82 Jahren, hat er sich mit Seinerjugendzeit, mit seinem Vater, der die Schuld an seiner ver-

## Wo lebten Verdingkinder?

Verdingkinder wurden nicht nur, aber doch wohl grösstenteils in der Landwirtschaft untergebracht. Bereits früh kam allerdings die Diskussion auf, ob Kinder besser in Familien oder in Erziehungs-Anstalten, d.h. Heimen untergebracht werden sollten. In Verdingkinder-Biografien zeigt sich dann auch häufig, dass sich Aufenthalte in Familien und Heimen abwechselten.

pfuschten Jugend trug, und mit der Kirche versöhnt: «Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich damals doch Geistlicher geworden wäre, wer weiss; sie hätten mir die Ausbildung ja finanziert. Mein Weg wäre dadurch vielleicht weniger beschwerlich gewesen. Doch ich bin auch so zufrieden mit meinem Leben und stolz darauf. Es war nicht einfach, aber ich habe gekämpft, viel gelesen, gelernt und was mich am meisten freut, ich habe eine gute Frau und eine tolle Familie.» Heute lebt er zurückgezogen in St. Gallen und freut sich an den schönen Dingen des Lebens. Er nennt sich selbst «ein Beispiel» dafür, dass man es aus eigener Kraft schaffen kann, aus dem Elend einer verpfuschten Jugend herauszukommen.

### Paul, 82, Tessin

Bis zur Konfirmation mit 16 musste Paul beim Bauern bleiben. Eine unvorstellbar lange Zeit. Dann durfte er heim zu seiner Mutter. Doch sie und ihr Mann waren ihm fremd. Bald zog es ihn weiter, in die Fremde. Bei einer Bauernfamilie im Welschland erlebte er erstmals, was es heisst, Familienanschluss zu haben, dazu zu gehören und geschätzt zu werden. Weit weg von Schlägen und Zwang.

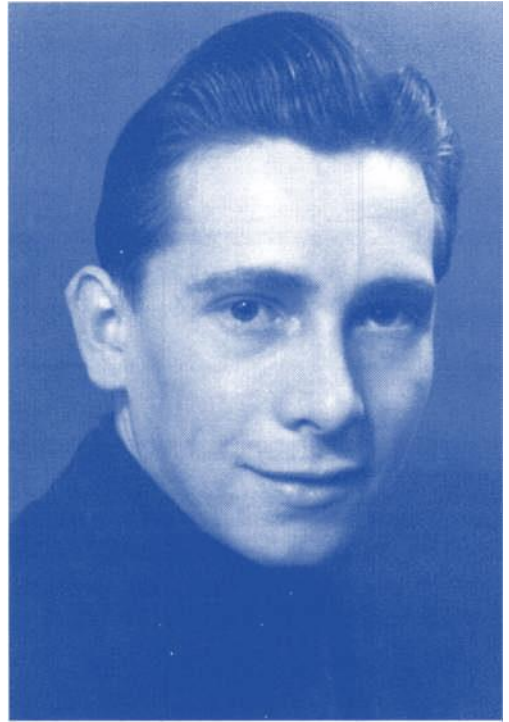
Paul aber wollte unbedingt eine Ausbildung absolvieren und er wusste auch schon was: Flugzeugspengler. Seine erste Anmeldung zur Aufnahmeprüfung an der Gewerbeschule wurde abgelehnt, mangels Schulbildung. Doch er nahm noch einen Anlauf und meisterte die Hürde. Hatte aber als einziger Primarschüler unter lauter Sekundarschulabsolventen einen harten Stand. Doch Paul war sich gewohnt, unten durch zu gehen und hart zu arbeiten. Er schaffte die Ausbildung und war seinem Ziel ein bedeutendes Stück näher gerückt.

Schliesslich lernte er seine Frau kennen, heiratete und war an verschiedenen Arbeitsstellen tätig, bis er seine Traumstelle in einer Zeitungsan-

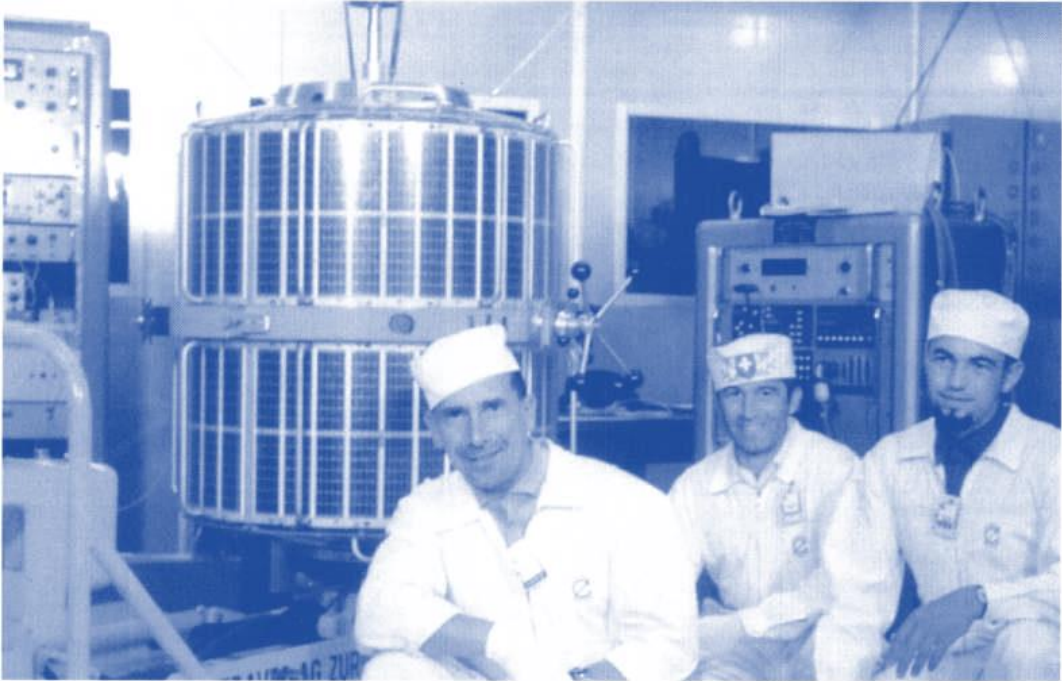
nonce fand: Swissair sucht Flugzeugspengler. Paul spürte, das war seine Chance. Er meldete sich zur Prüfung an, bestand sie und hatte bereits die mündliche Zusage in der Tasche, als die Swissair ihm absagte.

Später erfuhr Paul, dass sein damaliger Chef die Hand im Spiel gehabt hatte. Er wollte ihn nicht ziehen lassen. Paul kündigte später trotzdem, wagte bei der Swissair einen zweiten Versuch – und es klappte. Eine unvorstellbar strenge Zeit begann, Lehrjahre in verschiedenster Hinsicht. Der Druck der Verantwortung und die Schichtarbeit nahmen zu.

Die Protektionen gingen ihm gegen den Strich; wer führte, war nicht unbedingt fachlich gut, sondern hatte genügend Vitamin B. So wagte Paul noch einmal den Sprung. Spengler mit Kunststoffkenntnissen gesucht, lautete der Text einer Annonce. Ein Job, der genau auf Paul zugeschnitten war. So kam er zu Contraves, die dazumal mit dem Raketenbau gross im Geschäft war und just im Moment seiner Einstellung in die Weltraumfahrt wechselte. ESRO I. hiess der erste europäische Satellit. Contraves bekam den Auftrag, und obwohl versiert in Sachen Fliegerabwehraketen, war der Auftrag Neuland für alle Ingenieure wie Techniker. Paul war mit im Team. Im August 1965 wurde die Arbeit aufgenommen und drei Jahre späterem Herbst 1968, wurde der erste Satellit ins All geschossen. Paul war beim Abschuss dabei. Amerika, Paris, Zürich: Paul war ein gefragter, zuverlässiger Techniker bei Contraves, ein Weltraumspezialist mit viel Verantwortung und grossem Arbeitspensum. Es waren goldene Zeiten für den einstigen Verdingbuben, der sich nun als Space-Mechaniker und Weltraumspezialist einen Namen machte. Ob Ariane oder die Raumsonde Giotto – Paul war an vorderster Front dabei. Hartes Arbeiten war er gewohnt, Genauigkeit und Sorgfalt waren ebenso verständlich, Bescheidenheit brachte er genauso mit wie einen enormen Durchhaltewillen – genau jene Attribute, mit denen er seine schwere Kindheit gemeistert hatte. Und er tauchte ein in eine wunderbar spannende Welt, die ihn für



*Endlich, nach acht  
langen Jahren entdeckt  
Pani die Welt.*



*Paul, vorne links, mit zwei Arbeitskollegen – die Arbeit entschädigte Paul für die Pein seiner Kindheit.*

alles entschädigte, was er in seiner Kindheit an Pein und Demütigungen erlebte hatte. Er schaute nie mehr zurück. Nach vorne war sein Blick gerichtet, nach vorn, der Zukunft entgegen.

Heute lebt der Vater von drei Kindern zusammen mit seiner Frau im Tessin, gesund, zufrieden und stolz auf seine Vergangenheit. Seine Kindheit mit ihren misslichen Umständen wischte er weg wie eine lästige Fliege. Ihm gelang, was nur wenigen Verdingkindern vergönnt war, das Abschütteln einer schrecklichen Vergangenheit.

### **Marianne, 59, lebt im Kanton Zürich**

Die folgenden zwei Jahre, die Marianne noch zur Schule musste, waren die schönsten ihres Lebens. Sie war daheim. Zwar musste sie weiterhin streng arbeiten, aber sie machte es freiwillig und packte gerne überall dort an, wo es nötig war. Sie fühlte sich wunderbar frei und leicht. Keine Drohungen, keine Schläge mehr, keine Vergewaltigungen oder verbale Tiefschläge. Marianne war erstmals in ihrem Leben glücklich und zufrieden.



Nur ihr Gesundheitszustand liess sehr zu wünschen übrig. Längst wäre eine Behandlung fällig gewesen, doch den Eltern fehlte dazu das Geld. So liess man es bleiben, die Folgen spürte Marianne in späteren Jahren. Sie wurde arbeitsunfähig, und musste eine IV beziehen. Und wieder war sie da, diese tiefe Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Wie gerne hätte sie gearbeitet, hätte sie eine Ausbildung gemacht, gelernt und gewirkt. Es war ihr nicht vergönnt. Die Lungen waren zu sehr angeschlagen.

Lange Zeit plagte Marianne zudem das schlechte Gewissen, weil sie den Hof so abrupt verlassen hatte. Sie hatte Heimweh. Ein Widerspruch? Nein, sie hatte Heimweh nach den Tieren und es plagte sie das Gewissen, dass sie sich in den letzten Monaten vor ihrem Weggang kaum mehr um sie gekümmert hatte. Sie vergass, wie viele Schläge sie hatte einstecken müssen, wenn sie sich für die Tiere stark gemacht hatte, die auf diesem Hof ein genauso armseliges Leben führten wie sie, der «Totsch».

Marianne hatte jetzt auch erfahren, dass die Eltern lange Zeit um sie gekämpft hatten. Sie wollten ihr Kind wieder zurückholen, genauso wie die anderen Geschwister, die damals beim Spitalaufenthalt der Mutter bei Verwandten untergebracht worden waren.

Doch der Gemeindepräsident sagte Vater damals klar, dass er Marianne erst wieder bekommen könne, wenn er alle Schulden bezahlt habe. Eine Unmöglichkeit für den armen, zehnfachen Vater. Die Krankheit der Mutter dauerte lang, der Spitalaufenthalt war sehr teuer. So blieb Marianne, wo sie war.

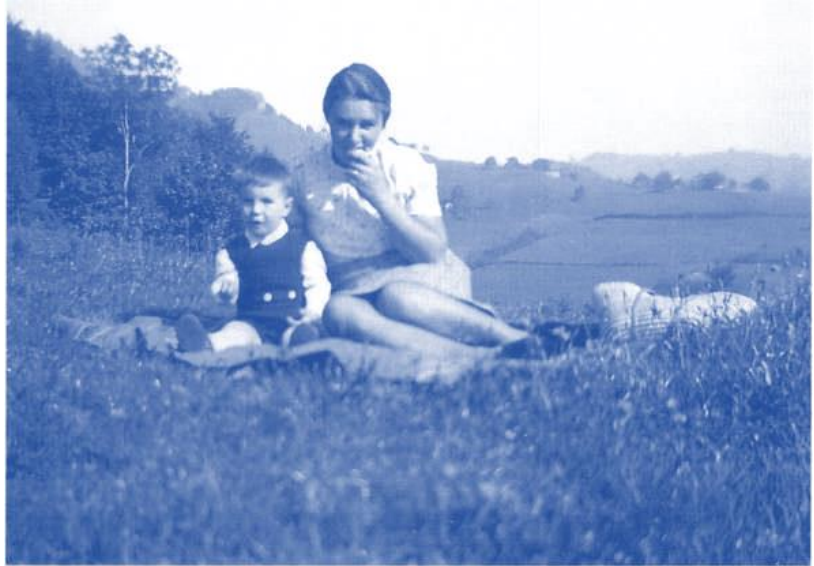
Väter war selber ein uneheliches Verdingkind und gewohnt zu schweigen. Mutter war eine liebe Frau, sie schimpfte nie, liebte Süssigkeiten, las täglich in der Bibel und pflegte über 40 Jahre lang eine Liebschaft zu einem Kunstmaler.

Die Familie war in der Gemeinde nicht gerade beliebt: zu viele Kinder, zu viele Schulden und obendrein war ein Teil der Kinder behindert. Das

## **Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft**

Die Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft, und zwar seiner körperlichen und geistigen Kräfte, durch Eltern und Pflegeeltern etc. wird nach Art. 119 bestraft. Dieser Artikel ist gerade für das im Haus und in der Landwirtschaft tätige Pflegekind von grösster Bedeutung, weil der Schutz der Kinder in der Fabrik- und Gewerbe-gesetzgebung sich nicht auf die Haus- und Heimarbeit ausdehnt.

*Wie sehr hätte sie sich  
Geborgenheit und freie  
Zeit mit ihrer Mutter  
gewünscht. Müeti hatte  
ihr die Kindheit  
genommen.*



machte es Marianne in späteren Jahren so schwer, aus dem Schatten ihrer Familie hervorzutreten, ihre Vergangenheit aufzuarbeiten und das Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Als sie mit knapp 20 einen Anwalt nahm und gegen das Unrecht ihrer Kindheit bei Müeti klagen wollte, um damit zumindest zu erwirken, dass für sie eine Ausbildung finanziert würde, wurde sie von der Gemeinde rigoros abgestellt: Wer aus einer solchen Familie stammt, kann nicht viel Besseres erwarten.

Marianne musste den Gedanken fallen lassen und wandte sich ihrem beruflichen Leben zu. Und obwohl sie sich anstrengte, sehr arbeitsam und zuverlässig war, kam sie nie über Hilfsarbeiten hinaus. Weil sie schwieg, glaubten alle, dass sie zufrieden sei. In ihrem Innern aber sah es ganz anders aus, da haderte sie mit ihrem Schicksal. Warum konnte sie nie etwas lernen, sie, die doch so wissbegierig war und so manches hätte tun können?

Die feingliedrige, zierliche Frau mit den wachen Augen und dem feinen Gespür für zwischenmenschliche Nähe hegt keine Rachegefühle, aber sie fragt sich noch heute nach dem Warum. Worin lag in all dem der Sinn?

Und sie kämpft weiter den Kampf ums Überleben. Ihr Körper hat den Torturen aus der Kindheit nicht standgehalten. Sie wurde vor einigen Jahren aus dem Erwerbsleben ausgeschlossen und lebt heute von der IV. Marianne lebt weit unter dem Existenzminimum.

Über ihre Kindheit hat sie Zeit ihres Lebens geschwiegen. Ihre Umgebung, ihre Freunde haben keine Ahnung, was in der Kindheit alles an Schrecklichem geschah.

## **Barbara, aus dem Toggenburg, 1902 bis 1999**

Ganz anders Barbara. Der frühe und rasche Tod beider Eltern riss die neun Geschwister auseinander und so kam sie in eine Pflegefamilie im Dorf. Es war ein hartes und strenges Leben, hat sie ihrer Tochter erzählt. So kam es, dass ihr Schule und Kirche zur willkommenen Erholung für Körper und Geist wurden. Hier tauchte sie in eine ganz andere Welt ein und manches Mal schlief sie auch ein, vom Lehrer später wieder sanft geweckt.

Aber sie war wohl gehalten und fühlte sich im Kreis der Familie aufgenommen.

Eines aber hat sie durch ihr ganzes Leben hindurch begleitet: das stille Hintanstellen ihrer selbst. Sie war so bescheiden, dass sie es nicht wagte, zuzugreifen und aus dem Vollen zu schöpfen wenn sich die Gelegenheit dazu bot.

Früh kam sie in Dienst zu anderen Familien, hatte es streng, wurde gehetzt und plagte sich ab. Aber ihr ruhiges, bescheidenes Wesen machte sie überall beliebt und gern gesehen. Doch einen grossen Wunsch hegte sie tief drin in ihrem Herzen. Sie wollte einmal in ihrem Leben verheiratet sein und eine eigene Familie um sich wissen. Einmal im Kreis ihrer Eigenen leben. Und wenn es nur für eine Woche wäre!

Dieser Wunsch wurde besonders stark, als ihre Freundin aus Kindertagen, auch ein einstiges Verdingkind, heiratete und sie als Trau-

*Nur ein Mal eine Woche eine eigene Familie zu haben, wünschte sich Barbara. Anton machte den Traum wahr.*





*In diesem Haus wuchs Barbara nach dem frühen Tod ihrer Eltern auf. Haus und Familie wurden ihr zur Heimat. Vorn links, Barbara im Kreis der Pflegefamilie.*

zeugin einlud. Nicht ahnend, dass dieser Tag ihrem Leben eine Wende geben würde, nahm Barbara die Einladung an. Da stand er, ebenfalls als Trauzeuge, der junge, kräftige Bursche mit dem offenen, warmen Gesicht! Anton war Küfermeister und von Barbara ebenso fasziniert, wie sie von ihm. Der daraufhin folgende Briefwechsel zeugt von der tiefen, warmen Liebe der beiden, die froh waren, sich jeden Monat für eine halbe Stunde zu sehen, bis dann irgendwann auch für sie die Hochzeitsglocken läuteten.

Fünf Kinder gebar Barbara, eines starb früh. Sie war eine gute, aber auch eine strenge Mutter. Wenn ihr Anton wieder einmal beide Augen fest zudrückte, lag es an ihr, die Zügel in die Hand zu nehmen. Sie liebte ihre Familie mit grosser Wärme. Sie hatte ihr Glück, ihr Lebensziel erreicht und pflegte es sorgsam und mit Bedacht. Aber trotz all ihrer tiefen Liebe zu den Ihrigen, konnte sie eines nie: ihre Kinder in die Arme schliessen,

sie Herzen oder ihnen einen Kuss geben. Das hatte sie als Kind in fremdem Haus auch nie erfahren.

Als sie einmal im hohen Alter von 96 an den Ort ihrer Kindheit, zum Haus der Pflegefamilie, gefahren wurde, rief sie bei ihrer Rückkehr im Altersheim fröhlich in den Saal hinein: «Stellt euch vor, ich war in meiner Heimat!»

## **Fritz, aus dem Emmental, 1921 bis 2001**

Mit 12 Jahren wurde Fritz vom Vormund zu einem Bauern verdingt. Die Begründung: so lerne er richtig arbeiten. Man wollte sicher sein, dass Tagelöhnerkinder hart arbeiten lernen, um später gute Knechte oder Tagelöhner zu werden. Andere Zukunftsaussichten gab es für Fritz nicht. Auch er, der in der Schule leicht lernte, hätte gerne eine Ausbildung gemacht. Doch die wurde ihm verweigert, niemand wollte für das Lehrgeld aufkommen. Geh und verdiene deinen Lebensunterhalt, eine Ausbildung kannst du dir später noch leisten, hiess es. So bekam Fritz nach der Schulzeit vom Beistand eine Stelle als Knecht vermittelt, mit einem Monatslohn von 50 Franken. Wie hätte er für eine Lehrstelle auch sparen können? Es reichte lediglich für ein Velo. Drei Jahre war er bei diesem Bauern. Zweimal versäumte er in dieser Zeit das Melken, einmal einer Landwirtschaftlichen Fortbildungsschule wegen und einmal, weil er zur Aushebung für die Rekrutenschule musste. Fritz musste damals nicht nur für den Melk-Ersatz selber besorgt sein, er hatte den auch aus der eigenen Tasche zu bezahlen.

Der Lohn wurde jeweils erst Ende Jahr abgerechnet. Für jeden Franken musste er beim Meister betteln gehen, eine erniedrigende

## **Verdienstvoll Arbeitskraft zu sein**

Intellektuell begabten Pflegekindern wurde oft die Chance verwehrt, eine gute Schul- und Berufsausbildung abschliessen zu können: schliesslich sollten sie so rasch wie möglich in der Lage sein, ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen. Häufig wurden sie deshalb nach obligatorischer Schulpflicht in der Landwirtschaft oder als Dienstmädchen platziert. Neben dem finanziellen Aspekt war auch ein nach wie vor herrschendes Schichtdenken massgebend: Ein Aufsteigen aus den unteren Gesellschaftskreisen war nicht wirklich vorgesehen. Vielmehr wurde propagiert, wie verdienstvoll es doch sei, als Arbeitskraft in der Landwirtschaft oder im Haushalt dienen zu können. Wurden Kinder speziell gefördert, so wurde oft lebenslange Dankbarkeit den Wohltätern gegenüber erwartet.



*Fritz nahm jede harte Arbeit an – auch im Strassenbau – Hauptsache, er brachte seine Familie durch.*

beitsstellen, um seine junge Familie durchzubringen. Es reichte knapp um zu überleben. An eine Ausbildung aber war nicht mehr zu denken und seine Kinder spürten später, wie er manchmal mit seinem Schicksal haderte. Er war sehr intelligent, doch das fehlende Geld verunmöglichte ein Weiterkommen.

So war er Handlanger, Strassenarbeiter, Malergehilfe und Fabrikarbeiter. Seine drei Kinder wurden an einen Wochenplatz in Pflege gegeben, das entlastete das Budget der armen Familie sehr. Und obwohl er sich bemühte, dass seine Kinder eine unbeschwerte Kindheit geniessen konnten, spürten sie die Schwere der Armut. Auch sie durften sich nicht zur Sekundarschulprüfung anmelden. Es hätte ohnehin genug Anmeldungen, und die anderen Kinder seien finanziell bessergestellt, hiess es damals. So bewahrheitete sich der Spruch: Arm geboren, immer arm, reich geboren, immer reicher und reicher.

Nicht nur seine taubstumme Mutter nahm er bei sich auf und gab ihr ein gutes Daheim, später, als die eigenen Kinder grösser waren, nahm das

Angelegenheit, und Ende Jahr blieb jeweils nicht mehr viel zum Auszahlen.

Besonders schlimm wurde es nach der Mobilmachung. Von den drei Pferden des Hofes mussten zwei zusammen mit dem Sohn des Bauern und einem Knecht einrücken. Für die Daheimgebliebenen gab es nur noch wenig Schlaf, dafür viel Arbeit bis zur Erschöpfung.

Nach der RS, mit einem Sold von lediglich 85 Rappen pro Tag, meldete Fritz sich auf dem Bau. Für den Strassenbau im Kemmeribodenbad stand er im Steinbruch und zerschlug Steine. Eine harte, fast unmenschliche Arbeit mit einem Stundenlohn von einem Franken. Später wechselte er in den Bachverbau. Fritz arbeitete hart und eisern. Er wollte aus der Armut herauskommen.

Früh lernte er seine Frau kennen und heiratete. Gemeinsam trugen sie die Schwere ihres jungen Lebens. Seine Frau gebar ihm drei Kinder. Fritz arbeitete zeitweise an zwei Ar-

Paar auch zwei Pflegekinder auf. Diese waren ihr Ein und Alles und den eigenen Kindern liebe Geschwister. Und vielleicht wollte Fritz an diesen Kindern gut machen, was er und seine eigenen Kinder immer vermisst hatten.

Mit fünfzig lernte Fritz Auto fahren und zum siebzigsten Geburtstag kauft er sich sein erstes neues Auto. Alle fühlten, mit welchem Stolz der einstige Verdingbub mit seinem neuen Auto an eine Klassenzusammenkunft fuhr, auf dem Nebensitz begleitet durch seine attraktive, liebe Frau. Doch noch einmal sollte das Schicksal ihn einholen: Ein halbes Jahr später starb seine Frau und Fritz erholte sich nie mehr ganz von diesem Schlag.

### **Ueli, 78, Bern**

Auch Uelis späteres Leben war gezeichnet von vielen Umwegen und grossen Gesteinsbrocken. Nach seiner Verdingkinderzeit war es ihm nicht vergönnt, eine Lehre zu machen. Er ging früh arbeiten, sparten je-

*Wie gerne hätte er eine unbeschwerte Kindheit erlebt: Seinen Kindern hat er diesen Wunsch erfüllt.*



den Franken zusammen, um sich später schulen und ausbilden zu können. Später trat er bei der Post ein, und schaffte sich sukzessive hoch. Er hat viel erreicht in seinem Leben, ist stolz darauf, aber auch bescheiden geblieben. Es war sein Sparsinn und sein Willen, durchzubeissen und hart zu arbeiten, der ihm mit der Zeit Tür und Tor geöffnet hat.

Er heiratete und ist heute stolzer Vater von mittlerweile erwachsenen Kindern. Und weil er seine Zeit als junger Ehemann und Vater sehr stark den beruflichen Interessen hat zuwenden müssen – «Mir ist nichts in den Schoss gefallen», – geniesst er heute um so mehr die Zweisamkeit mit seiner Frau und die Besuche seiner Kinder und Enkel.

## Pflegekinder heute

Rund 15'000 Kinder leben in der Schweiz in Pflegeverhältnissen. Allein im Kanton Zürich werden jedes Jahr rund 200 Kinder fremdplatziert.

Gegenüber dem Heimwesen, das gut subventioniert und mit Fachpersonen besetzt sei, so Peter Grossniklaus, Leiter der Fachstelle Pflegekinder-Aktion Schweiz, werde das Pflegekinderwesen nach wie vor stiefmütterlich behandelt. Es fehlt an Unterstützung und verbindlichen Strukturen, bemängelt er. Angebot und Nachfrage spielen nicht zusammen. Es mangelt an freien Pflegefamilien, und es existieren keine gesamtschweizerischen Listen über tatsächlich noch freie Pflegeplätze. Eine Qualitätssicherung ist kaum möglich. Jugend- und Sozialämter sind immer wieder gezwungen, Notplatzierungen vorzunehmen, ohne genügend Vorabklärungen getroffen zu haben. Grossniklaus kritisiert nicht die Pflegeeltern, die häufig eine enorme Leistung erbringen, sondern die amtlichen Beistände und Aufsichtspersonen. «Noch werden Pflegefamilien vor allem kontrolliert statt betreut und unterstützt.»

Informationen, Kurse und Weiterbildung:  
(Pflegekinder-Aktion Schweiz)  
PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz  
Pfungstweidstrasse 16  
8005 Zürich  
Telefon 044 205 50 40  
Mo. bis Do. 10-12h / 14-16h  
<https://pa-ch.ch/186>



Das 20. Jahrhundert hat die Arbeits- und Gesellschaftsstrukturen des 18. Jahrhunderts sozusagen ohne Veränderungen übernommen. 1871 war das erste Fabrikgesetz erlassen worden, das noch jahrzehntelang seine Gültigkeit haben sollte. Das Besondere dieser Strukturen, die Kinder sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie als billige Arbeitskräfte «integrierte», bestand darin, dass die Kinder in den Fabriken zwar miserable Zustände antrafen, aber immerhin entlohnt wurden, während die Kinder in der Landwirtschaft, die noch vorwiegend auf Handarbeit basierte, lediglich mit dem Essen «entschädigt» wurden.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herrschte in ganz Europa grosse Not: Eine alles zerstörende Inflation machte jegliche Kaufkraft zunichte. Der Börsenkrach von 1929 zerstörte die Wirtschaft fast vollständig und löste eine Wirtschaftskrise von ungeahnten Ausmassen aus: Millionen Menschen standen auf der Strasse, viele verarmten in kurzer Zeit und statt Sozialhilfe gab es nur Almosen von den Reichen – ein Zustand, der noch am Vorabend des 2. Weltkrieges in Europa weit verbreitet war. Besonders die Landbevölkerung konnte sich kaum durchbringen und war über jede Möglichkeit froh, das karge Leben mit den Einkünften aus zusätzlicher Arbeit ein bisschen erträglicher zu machen. Die politischen Strukturen waren mit den sozialen Ungerechtigkeiten zusammengewachsen, so dass sich in einigen Ländern autoritäre und teils faschistoide Regierungen etablieren konnten. Die Oberen befahlen, die Armen hatten zu gehorchen. Die Demokratie schlitterte in eine echte Krise und damit auch die Arbeitswelt, die schon immer von autoritären Strukturen dominiert gewesen war. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 verschärfte die Situation für die armen Leute, weil noch keine sozialen Sicherungen geschaffen worden waren, die die Not der Menschen im Land hätten lindern können. Arme Familien litten besondere Not. Die Erwerbsersatzordnung wurde erst während des Krieges eingeführt. In diesem gesell-

schaftlichen und sozialen Vakuum gediehen Ausbeutung auf der einen und soziale Not auf der anderen Seite enorm. Kinder wurden rücksichtslos in den Arbeitsprozess eingebunden: Uneheliche hatten kaum eine Chance. Waisen schon gar nicht. Familien wurden von den Armen- und Vormundschaftsbehörden rücksichtslos auseinandergerissen. Die Landwirtschaft nahm diese heimat- und elternlosen Kinder, die zumeist



schamlos ausgebeutet wurden, oft auch in sexueller Hinsicht, gerne auf. Hatte das Verdingkinderwesen noch im 19. Jahrhundert eine gewisse soziale Funktion, abgesehen von den brutalen menschenverachtenden Versteigerungen der Kinder, so änderte sich dies im 20. Jahrhundert auf eine Weise, die typisch für die schon erwähnten autoritären Verhältnisse in unserem Land war. Viele Kinder verschwanden, wurden entweder zu Bauern oder in autoritär geführte Heime und Anstalten verbracht: Die Begründung war meistens ebenso diskriminierend wie haltlos: Vater Trinker, Mutter liederlich, Kinder erblich belastet, kriminell und nicht in

*Armut war eine Schande. Warum? Weil man sich kaum oder nur schlecht dagegen wehren konnte.*

die bürgerliche Gesellschaft integrierbar. Dass dabei hunderte Kinder – vielleicht sogar tausende – aus Familien verschwanden und jahrelang ausgebeutet, geschunden und missbraucht wurden, wird heute zwar immer mehr erkannt. Doch die Dunkelziffer dürfte enorm hoch sein, das heisst, sehr viele haben ihr verbittertes Schweigen nie gebrochen und werden es auch nie tun.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lagen Europa und die halbe Welt in Trümmern. Nur in der mitteleuropäischen «Insel Schweiz» waren die industriellen Strukturen intakt, die Fabriken waren produktionsfähig und davon profitierte das Land ganz enorm: Als der „Marshallplan« Deutschland mit acht Milliarden Dollar Aufbauhilfe ausstattete, liefen die Aufträge für Schweizer Firmen auf Hochtouren und kurbelten unsere Wirtschaft gewaltig an. Parallel dazu wurde die Landwirtschaft immer mehr mechanisiert. Traktoren und eine Vielzahl von Maschinen ersetzten die Knechte und Mägde weit gehend, was dazu führte, dass Kinder immer weniger als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt wurden – und wenn, dann als so genannte Landdienstler oder zum Ferienvergnügen der Stadtbewohner.

Ebenso setzte eine fundamentale Veränderung der Gesellschaft ein. Reformen wurden durchgesetzt und die sozialen Netze enger geknüpft.

Trotzdem: Es gibt noch sehr viele, ja überraschend viele Frauen und Männer unter uns, die das Schicksal eines Verdingkinds mit allen physischen und psychischen Verletzungen am eigenen Leib erlebt haben. Viele sind für immer verstummt, einige aber haben ihr Schweigen jetzt gebrochen. Die Aussagen jener alten Frauen und Männer in den so genannten Knechten- und Altersheimen legen Zeugnis ab von einer Zeit, in der sie gelernt hatten, zu schweigen. Man wollte sie nicht anhören, man wollte nur ihre körperliche Leistung. Wie menschenverachtend sie teilweise behandelt wurden, zeigt ein Ausspruch, den man oft bei Bauern, die noch einen alten Knecht in der Familie «duldeten», hörte: «Er isst jetzt bei uns noch das Gnadenbrot!» Der gedankenlose Spruch ist mehr als die Verhöhnung von Menschen, die z.T. jahrelang einer Meistersfamilie gedient hatten – nicht mehr wert als das alte Pferd im Stall, das auch das «Gnadenbrot» bekommt. Und heute? Es ist schwer zu sagen, wo wir heute stehen. Eines zeichnet sich allerdings ab:

Ein rasanter sozialer Abstieg, Abbau der Leistungen für arme Menschen, deren es in unserem Land wieder sehr, sehr viele gibt. Wir haben über 150'000 Arbeitslose (Stand September 2004) und wir haben die so genannte «Neue Armut», die zwar im Gegensatz zu jener vor mehr als siebenzig Jahren, mit allen Mitteln versteckt wird. Doch die Folgen werden unabsehbar sein, wenn unsere Gesellschaft nicht endlich eines lernt: solidarisch zu sein. Und das fängt bei der Erziehung unserer Kinder und jungen Menschen an. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

*Arthur Honegger und Lotty Wohlwend*

# Anhang

## Schweizerdeutsche Wörter

Anke	= Butter
Ätti	= Vater
Baue	= Spielball
Batzen	= Geldstück
Beckeli	= Milchschale
Bennenwagen	= einfache Karre mit Holzverschlag
Brente	= Tanse
Bergheimet	= kleiner Bergbauernhof
Biseln	= urinieren
Bündeli	= Bündel
Bürdeli	= Holzbündel
Chilbi	= Kirchweih/Kirmes
Chrampfen	= Kraftausdruck für hartes Arbeiten
Fideli	= schmale geschnittene Eierkuchenstreifen/Suppeneinlage
Fünfliber	= Fünffrankenstück
Gaden	= Heuschober
Gofen	= Kraftausdruck für Kinder
Gütlein	= Verkleinerungsform von Bauerngut
Hamme	= Beinschinken
Härdöpfel	= Kartoffeln
Härdöpfelusetzferien	= Kartoffelsetzferien (wörtlich übersetzt)
härdöpfle	= Kartoffeln ernten
Hausierer mannli	= Hausierergeselle
Hutten-Kiste	= Kiste, tragbar auf dem Rücken
Hütte	= ärmliches Haus/Schopf
Kacheli	= hohe Milchschale
Karst	= Hacke
Küchenschaben	= Kakerlaken
Kuhnagel	= Erfrierungserscheinungen
Landjäger	= alte Bezeichnung für Land-/Dorfpolizist
Löu	= Berndeutsch für Trottel

Nideltäfel	= Caramel oder Rahmbonbons
Nuggi	= Schnuller
Meitschi	= Mädchen
Metzgete	= Schlachtfest
Müeti	= Mutter
Pressieren	= beeilen
Portemonnaie	= Geldbörse
Röschi	= Schweiz. Kartoffelspezialität
Runkeln	= süsse Rüben
Säuli	= junges Schwein
Schlupf	= Estrich
Stör	= Stundenweise Arbeit in den Häusern von Kunden.
Tatzen	= Schläge auf die Hände, oft mit einem Stock
Totsch	= Trampel, abschätzig weibliche Bezeichnung
verhauen	= Verprügeln
Waagkessi	= Milchwaage
Zmorge	= Frühstück
Znacht	= Abendessen
Zopf	= Schweizer Sonntagsbrot

*Die Autoren bedanken sich für die freundliche Unterstützung ihrer Recherchen durch Ursina Largiadèr und Marco Leuenberger*

*Ursina Largiadèr* (1972), Winterthur, studiert an der Universität Zürich Geschichte mit Schwerpunkt Neuzeit. Besonderes Augenmerk richtet sie auf soziale und geschlechterspezifische Aspekte. Thema ihrer Lizentiatsarbeit: Verdingkinderwesen im Kanton Aargau. Sie arbeitet beim Verein «Frauenstadtrundgang Zürich» und war Mitautorin des Kinderbuchs «Wer hat an der Uhr gedreht», 2003.

*Marco Leuenberger* (1959) Herzogenbuchsee, verh., Vater von vier Kindern, aufgewachsen in Lützelflüh, schrieb 1991 seine Lizentiatsarbeit: «Verdingkinder» (Geschichte der armenrechtlichen Kinderfürsorge im Kanton Bern 1847 bis 1945). Ein Beweggrund: Sein Vater war Verdingbub. Seither ungebrochenes Engagement in Sachen Öffentlichkeitsarbeit und Forschung. Unter anderem im Nationalen Patronatskomitee Aktionsgemeinschaft Verdingkinder.ch\*. Heute arbeitet er im Bundesamt für Flüchtlingswesen.

★ Ebenso im Patronatskomitee, die beiden Autoren Lotty Wohlwend und Arthur Honegger.

## Bücher und Werke zu diesem Thema

**Der Bauern-Spiegel oder  
Lebensgeschichte des Jere-  
mias Gotthelf von ihm  
selbst geschrieben**

Historische Erzählungen  
Jeremias Gotthelf  
Ex Libris Verlag

**Mys Ämmital, Nachwort  
von Ernst Eggimann**

Carl Albert Loosli  
Huber Verlag  
ISBN 3-7193-0632-1

**Die schwarzen Brüder**

Lisa Tetzner  
Carlsen Verlag  
ISBN 3-551-37125-3

**Die Schwabenkinder**

Elmar Bereuter  
Herbig Verlag  
ISBN 3-7766-2304-7

**Der Fertigmacher**

Arthur Honegger  
Huber Verlag Frauenfeld  
ISBN 3-7193-1354-9

**Der Ehemalige**

Arthur Honegger  
Huber Verlag Frauenfeld  
ISBN 3-7193-0657-7

**Der Wegmacher**

Arthur Honegger  
Huber Verlag Frauenfeld  
ISBN 3-7193-0843-X

**Bernis Welt**

Arthur Honegger  
Huber Verlag Frauenfeld  
ISBN 3-7193-1117-1

**Armut**

Arthur Honegger  
Huber Verlag Frauenfeld  
ISBN 3-7193-1090-6

**«Lehre wärche»**

Simon Gfeller Triologie  
Licorne Verlag  
ISBN 3-85654-856-4

**Die Schwabengänger aus  
Graubünden**

Loretta Seglias  
Staatsarchiv Graubünden,  
Chur, Kommissionsverlag  
Desertina, Chur  
ISBN 3-85637-297-0

**Das Verdingkind**

Paul Hugger,  
Eigenverlag

**Res, der Verdingbub**

Andreas Mast,  
Eigenverlag

**Verdingkinder**

Marco Leuenberger  
Lizentiatsarbeit



## Photo-Nachweis

Privatarchive der Interviewten: 9, 12, 15, 19, 21, 24, 28, 30, 37, 38, 41, 45, 47, 51, 52, 54, 57, 59, 60, 65, 67, 75, 76, 77, 83, 86, 91, 93, 99, 106, 119, 120, 129, 131, 137, 147, 160, 163, 168, 170, 177, 178, 180, 181, 182, 184, Einband.

Stadtarchiv Bern: 11,26,100,112,151.

Bürgerarchiv Burgdorf: 16,22,43

Stadtarchiv St. Gallen: 35, 89, 154, 167, 174, 189, Einband.

Stadtarchiv Wil / Foto Tschopp: 143, 148

Foto Friedrich Keller: 71, 85, 97, 103, 111, 123, 135, 145, 157, 159, 185